
EX·LIBRIS
HEINRICH+HEDWIG
BRESLAUER

Breide Hummelsbüttel.

Breide Hummelsbüttel.

Roman

von

Detlev Freiherr von Liliencron.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.
1887.

1.

„Ach wat, dumm Tüg, lat mi tofreden. Ick kann ja nix dabi dahn," klang eine tiefe Stimme aus dem Nebenzimmer. Dann öffnete sich die Thür, und ein starker, roh aussehender Mann trat in den Schenkraum. Ohne sich um den einzigen Zecher, der hinter einem Glase Grog saß, zu bekümmern, ging der Wirth eilig an's Fenster: Wat's dat; kiek an, de Baron. „Hett he all wedder 'n Dirn in Schierhagen?" fragte der Gast. „Nä, he is ja verheirathet," erwiderte der Wirth. „Un levt ni glückli," ergänzte der Andere. Im selben Augenblick jagte Baron Breide von Hummelsbüttel an den Fenstern vorbei. Im kleinen Jagdwagen, ohne Kutscher und Diener, saß Breide in der Mitte des Bockes und führte das Viergespann. Die

Goldfüchse, mit ungarischem Geschirr behangen, flitzten durch die Sonne. Licht und Schatten lagen auf ihnen, wechselten, spielten bald hier, bald da. Just waren die sechszehn Beine, je acht und acht, zu vieren geworden. Die Mähnen und Hälse nickten; die Silberplättchen zwischen den Ohren funkelten und gleißten in unaufhörlicher Bewegung; die Lederplättchen auf den Stirnen tanzten auf und nieder, schlugen, wurden die Köpfe geworfen, in die Luft. Der Stolz schwebte unsichtbar über und mit den Thieren. Pferde wissen genau, wer sie reitet und fährt. Dem Stümper sind sie unwillig, laß, langweilig, mühlos. So macht's der Jagdhund mit dem Jäger.

Das Gefährt war hinter einer Waldecke verschwunden.

„Dat dar wedder wat los is, wet ick genau," sagte der Wirth; „güstern Abend klock Ölben fus hier 'n Wagen dörch vun de Statschon. „Du kannst mi dat glöben, Eggert, he het all wedder wat. De Baron is doch 'n dullen Kerl. S'is doch rein, as künn he keen Rauh finn," sagte der Grogtrinker.

Unterdessen war Breide Hummelsbüttel vor

der Waldkathe Schierhagen angekommen. Ein Greis in bäuerischer Tracht trat barhaupt heraus. „Paß up, Marx," und damit war der Baron in der Kathe. Eine alte Frau, gekleidet wie sie in Thüringen gehen, ließ sich sehen, und auf ihrem Arm trug sie den zierlichsten kleinen Knaben, der sich ängstlich an ihrer Schulter verbarg, als der Baron ihm wie mit glücklichem Lächeln die Hände entgegenstreckte. Bald aber hatte er das Kind auf seinem Schoß, und ließ ihn in seinen Taschen nach Spielzeug und Naschwerk suchen. Die braunen, halb im Schlaf, halb im Leben stehenden Augen hatten Breide wie sein Söhnchen gemeinsam. Und während drinnen immer zärtlicher der Vater sein Kind hätschelte, während sich ihm Thränen in die Augen stahlen: dacht' er an ein verloren Glück, an eine Gestorbene, die ihm den kleinen Kerl geschenkt? — stand vor der Thür der Alte mit den Pferden. Es war ihm doch nicht so ganz geheuer mit den vier ungeduldig mit den Hufen scharrenden Füchsen. „O ha . . . ruhig, ruhig . . . wis du stahn . . . na, na, na, man nich so hitzig," sprach er unausgesetzt. Die Rechte hatte in den Zaum des linken Vorderpferdes gegriffen, die andere Hand

hob er oft hoch, wenn er fürchtete, daß die Pferde sich nicht länger von ihm bändigen lassen wollten.

* * *

Ist das Henning Hummelsbüttel, der frühere Rittmeister von den dritten Gardedragonern, der in diesem Augenblick auf seinem Gute Bredenfleht in Holstein vor seinem Schreibtisch sitzt? Seine Stirn ruht schwer in der Linken. Ist er Mystiker geworden, quält er sich in faustischer Unzufriedenheit und Unruhe?

Nun nimmt er einen von ihm eben geschriebenen Brief zur Hand, um ihn zu überlesen. Es ist ein Schreiben an Doctor Franz Hirsch, den Verfasser der Geschichte der deutschen Literatur. Er dankt diesem Herrn darin für die klare, eingehende und liebevolle Darstellung der Entstehung des Pietismus; daß er die edlen, wahrhaft frommen Männer, die aus tiefstem, menschenfreundlichen Herzen gegen die leere, blutlose, Alles verdammende lutherische Orthodoxie der damaligen Zeit auftraten, daß er die Spener, Francke, Zinsendorf Deutschland gezeigt hat, wie sie wirklich waren: voll innerster Gottüberzeugung, voll innerster Liebe aber auch zu ihren Mitmenschen.

Aber ist Henning Hummelsbüttel im Stande, diese drei Männer zu verstehn; kann er sich hineinlesen und das Echte, Ursprüngliche herauslesen aus dem oft übersüßlich erscheinenden Zinsendorf? Ist er nicht zu tief vermauert in der lieblosen, kahlen, kalten lutherischen Orthodoxie? Und dann auch: Er hat sich stark eingelassen in den spiritistischen Schwindel seiner Zeit. Gestern erst ist er aus Hamburg zurückgekehrt. Dort hat er in einer „Privat-Séance" einer „Vorstellung" beigewohnt. Sein Freund Hermann Thurm, der 1871 an der Spitze seiner Schwadron bei Bapaume fiel, ist ihm auf seinen Wunsch erschienen. Auf seine Frage, ob er glücklich lebe, hat ihm Hermann Thurm (— der übrigens die Gewogenheit gehabt hat, im Frack und nicht in seiner Kürassieruniform sich zu zeigen) mit unverständlicher, hohler Grabesstimme geantwortet: „Frage mich nicht". Diese Antwort hat Henning Hummelsbüttel recht sehr mißmuthig gemacht.

Sein Schreibtisch ist überfüllt mit religiösen Büchern und Brochüren. Auch eine große goldgeschnittene Bibel ist zu sehen, mit vielen Lesezeichen in ihr in Form von Kreuzen, gestickten

Sprüchen, Ankern. Aber auch ausgerissene Zeitungsblätter dienen in dem heiligen Buche als Aufmerksammachungsfinger. War's ein Zufall, daß auf einem dieser Ausschnitte stand:

Rennen zu Berlin (Hoppegarten), dritter Tag. Rittmeister Graf H. Hummelsbüttel br. St. „Das lustige Gretchen“ von Roland a. d. Käthchen, 53 kg. Reiter: Besitzer . . .

Das lustige Gretchen brach mehrmals weit fort nnd verursachte dadurch drei falsche Starts. Als dann die Flagge fiel, ging das Feld geschlossen ab. An der Distanz machte sich das lustige Gretchen von den Uebrigen los und siegte ganz leicht mit drittehalb Längen . . .

Wenn Henning Hummelsbüttel doch nur einmal diesen Zettel wieder angesehn hätte.

Die Thür öffnete sich und der Kammerdiener Lesage trat ein. Lesage war vierzig Jahre alt, trug schwarze, äußerst kurz gehaltene Backenbartstreifen, hatte ein gelbweißes Gesicht, das unverändert wie ein Topf in den Tag guckte. „Es ist Alles versammelt,“ meldete er. Der Graf erhob sich, gab die große Bibel seinem Kammerdiener,

und schritt, von diesem begleitet, in eines der größeren Nebenzimmer. Hier saß, in mehreren Reihen, die gesammte Dienerschaft des Herrenhauses und wer sonst aus Stall und Garten noch zum Schlosse gehörte. Alle erhoben sich, als der Graf erschien. Dieser nahm Lesage die Bibel, bestieg einen erhöhten Sitz, und das „Lesen" begann. Nach einem kurzen Gebet trug der Rittmeister ein Kapitel aus dem Evangelium Matthäi vor; dann folgte eine Predigt aus einem Andachtsbuch, dann ein Gesang, und endlich schloß das „Lesen" mit einem längeren Gebet.

Sommers und Winters fand um acht Uhr Abends dieses „in sich Versenken zum Schluß des Tages", wie es Henning nannte, statt. Vor dem Gärtnerlehrling Hans Brinkmann saß das Küchenmädchen Anna Steen. Gar zu gern hätte Hans Brinkmann die hübsche Anna Steen einmal in die prallen Schultern gekniffen, wenn sie beim „Lesen" vor ihm saß. Aber er wußte nur zu wohl, daß ihm das Mädchen nicht gewogen war; und dann auch fürchtete er, daß sie „Au" rufen würde. Heute nun konnte er nicht länger widerstehen, und kniff sie, behutsam wollt' er's ausführen, recht derbe.

Anna Steen aber schrie laut: „Au, lat dat sin. Wat schall dat.“ Der Graf, der gerade die Bibelworte gesprochen hatte: „Selig sind die Sanftmüthigen,“ zog finster die Augenbrauen zusammen, und fragte: „Wer hat eben die Störung veranlaßt?“ Das Mädchen erhob sich blutroth: „Hans Brinkmann hett mi knipen . . .“ „Ruhig!“ brüllte der Rittmeister, „höre ich noch einmal solche gottlosen Scherze, so ist der Friedensstörer sofort von mir entlassen.“

Nach Schluß der Gebetstunde ging der Graf wieder in sein Zimmer. Lesage erschien gleich darauf und meldete Herrn Kramer. „Ich bitte.“ Und der alte achtzigjährige Kramer trat ein. Herr Kramer war seit seinem zehnten Lebensjahr im Schlosse. Seit langer Zeit war er der erste Kammerdiener. Schon dem Großvater des jetzigen Besitzers von Bredenfleht war er beigegeben gewesen. Wie er nun vor Henning Hummelsbüttel stand, konnte er in jeder Faser mit einem überjährigen Gesandten, mit einem alten vornehmen Gelehrten verwechselt werden. Der Orden um den Hals, der Stern auf der Brust hätte die Täuschung vollendet. „Ah,“ sagte Henning, der sich

erhoben hatte, „lieber Kramer. Sie baten mich, bei Ihrem heutigen achtzigjährigen Geburtstage von Allem abzusehen, was einer öffentlichen Feier hätte den Anschein geben können. So ist denn dieser Tag wie die anderen gegangen. Nicht aber kann ich es mir versagen, Ihnen aus bewegtem Herzen zu danken für alle die Treue und aufopferungsfreudige Hingabe, die Sie in den vielen Jahren meinem Hause bewiesen haben. Sind Sie bisher der erste Kammerdiener dieses Schlosses gewesen, so sind Sie von heut' an nur der Freund des Hauses . . .“

Der alte Kramer konnte vor Rührung nicht sprechen.

„Ich habe Ihnen,“ fuhr der Graf fort, „die Türkenmützen (so hießen zwei Zimmer im Westende des Hauses) einräumen lassen. Möchten Sie dort Ihre letzten Tage in Ruhe genießen. Gott segne Sie,“ und der Graf hob wie zum Segen die Hände, und sprach den Schluß wie der Prediger vor'm Altare, „Gott segne Sie; der Herr sei mit Ihnen und gebe Ihnen seinen Frieden. Amen.“

Mit bebenden Lippen wollte ihm der alte Herr

die Hand küssen. Scheu streiften dabei seine Augen des Rittmeisters Antlitz. War das sein kleiner, lustiger, fröhlicher Henning aus den Kinderjahren?

Der Alte war gegangen. Henning stand am Fenster, das er geöffnet hatte, und sah in das Sternbild der Kassiopeia. Ein sanfter Nachtwind, ein lieber Gruß aus sonnigem Süden, der dem weltabgelegenen kalten Schleswig-Holstein die Ahnung eines Frühlings brachte, strich ihm um die Schläfen.

War das Henning Hummelsbüttel, der elegante Gardedragoner, der noch im letzten Manöver die fremdherrlichen Offiziere geführt hatte: Allerhöchsten Ortes war der Befehl gegeben.

Der blonde Schnurrbart und die frischen Backen waren zwar nicht verschwunden, aber die Augen sahen so klar, so kalt; die Lippenwinkel hingen herbe, sauersüß, wie wir's so oft auf Predigerbildern bemerken.

Aber hatten diese Augen jemals anders geschaut? Hatten die Lippenwinkel jemals eine andere Stellung gehabt?

Und Manches aus seinem Leben zog ihm vorüber.

Wein und Würfel waren ihm Zeit des Lebens ein Ekel gewesen. Das Weib stand vor ihm unnahbar, verschleiert. Seele und Leib Henning's

gingen keusch und kühl ihren Weg, wie die Wintersonne durch den klaren, reinen Tag.

Niemals hatte er mehr gezecht, als er fühlte, daß er im Stande war zu vertragen. Ein Betrunkener widerte ihn an von jeher: das Ausplappern, das Verstecken, Verglasen, Verthieren, Heulen, Lallen, Ueberliebkosen, Finsterwerden — wie grauenhaft, traf er's bei seinen Freunden, bei wem immer, die zu tief in's Glas geguckt. Und vollends der turkelnde Gang, der erbitterte Magen mit seinem vor die Thürwerfen der unwillkommenen Gäste — wie abstoßend gegen jede Würde.

Der Würfel, das Spiel überhaupt war ihm verhaßt. In Geldsachen dachte er klug, ruhig. Mit seinem unermeßlichen Vermögen hielt er des Genauesten Haus. Ohne geizig zu sein, beroch er geistig doch jeden Nickel, ehe dieser seinen weiteren Rundlauf aus seiner Tasche in die Welt nahm. Henning gehörte zu den Menschen, die ebenso gut mit drei Mark jährlich ausgezeichnet auskommen, wie mit vierhundertsiebenzigtausend Mark. Diese Summe in der That konnte Henning als Jahreseinkommen sein nennen. Und dazu verstand er zu rechnen. Ueber Schulden fehlte ihm jedes Ver-

ständniß. Schulden zu haben, hielt er schlimmer, als wenn der Unselige Diebstahl und Betrug zugleich begangen hätte . . .

Und noch immer schauten Henning's Augen in die Kassiopeia. Wie hatte er die Sterne so gern. Sie träufelten ihr Funkellicht so vornehm, so eisig, so höhnisch, so grenzenlos gleichgültig auf das fliegenschmutzgroße Fleckchen, genannt die Erde. Diese Kälte that ihm wohl.

Ja, den Würfel, die Karte verachtete er; er hielt das Spiel, selbst die unschuldigste kleine „Meine Tante, Deine Tante“ für „unmoralisch“, für „sündhaft“; und um so mehr wäre er der Verdammer geworden, als ihm — zum ersten und einzigen Mal hatte er gespielt — vor wenigen Jahren ein kleiner Versuch mißglückte. Und an diesen Abend mußte er jetzt denken:

Er hatte in Berlin im Triddelklub mit einem jungen, höchst orientalisch „aussehenden“ türkischen Cavallerieoffizier (dieser gab Gastrolle bei der Botschaft der Hohen Pforte) zusammen gesessen. Der Osmane, ein feiner Pferdekenner, hatte dem Grafen von der heimathlichen Zucht erzählt. Sie hatten sich endlich erhoben und erreichten ein kleines,

äußerst behagliches Zimmer, in dem gespielt wurde. Henning, seiner Abneigung folgend, wollte fort. Ein Unerklärliches hatte ihn gehalten . . . und um drei Uhr Morgens saß er einem Attaché der Gesandtschaft einer südamerikanischen Republik im Spiel gegenüber. Wie das gekommen? Quien sabe . . . aber es war so. Ungeheure Summen waren zwischen den Beiden schon hin- und hergegangen. Nun endlich kam „der letzte Schlag". Es handelte sich um die Summe von sechshunderttausend Mark. In einer Partie Ekarte sollte sie endgültig zum Austrag gebracht werden . . . Stille des unentdeckten Goldklumpens . . .

Wie deutlich erinnerte er sich: Sein Gegenüber hatte wie ein saugender Vampyr die Lippen geöffnet; die sonst fast ganz von den Lidern bedeckten dunklen „schlafmützigen" Augen blickten starr; eine von dem Attaché an den Rand des Tisches gelegte Cigarette glimmte weiter, den feinen Rauch schornsteingerade in die Luft sendend.

Ein hinter Henning stehender Lord sagte fortwährend leise, nachlässig: „of course"; es klang, als wenn er es mit rauher, belegter Stimme sprach. Ein deutscher Herzog murmelte: „Nein aber . . .

das ist denn doch . . ." Hinter dem Südamerikaner stand im Halbkreis eine athemlos horchende, starre Gruppe. Unter dieser ein junger Düsseldorfer Maler, der in einer Berlin benachbarten Stadt als Reserve-Husaren-Offizier eine zweiundvierzigtägige Dienstleistung absolvirte und „herüber"-gekommen war. In die großen braunen Augen des Malers senkte sich das Bild hinein, und senkte sich langsam — Verzeihung für den überaus geschmacklosen Vergleich — auf einem Fahrstuhl in's Herz, um dort sitzen zu bleiben und wann? wieder emporzutauchen. Dann heißt das Gemälde: „Ein hohes Spiel", „Verlorene Ehre", „Sein oder Nichtsein", oder ähnlich.

Henning erblickte in dieser Stunde deutlich die ihm damals auf einer Marmorplatte gegenübergestandene kleine Bronzeuhr: Ein Atlas trug das Gehäuse. „Weshalb wirft der dumme Kerl nicht endlich die unerträgliche Last von sich," hatte er damals gedacht, fort und fort . . .

Das Spiel war beendet. Henning hatte verloren, sechshunderttausend Mark verloren . . .

Er entsann sich des unglaublich einfältigen Gesichts des Amerikaners, als dieser nach dem „coup"

aufstand, und sich mit zitternder Hand eine Cigarette drehte . . . Um drei ein halb früh hatte sich Henning noch im Palast des Triddleclubs ein Hammelrippchen, wie es Nelson zubereitet liebte (schlankweg deutsch: à la Nelson), bestellt. Während er wartete, hatte er ein vor ihm feingeschliffenes Rothweinglas immer wieder in die Höhe gehoben und es von allen Seiten betrachtet. Und er war so lange in diese Untersuchung vertieft gewesen, bis er ein gleichmäßiges Ticken an seiner linken Schulter fühlte: Das Herz des ihm die Speise überbringenden Dieners schlug ihm so nah: der Gute mochte sich mit Willen ein wenig, trotz seiner tadellosen Erziehung, dem Grafen bemerkbar gemacht haben, als dieser seine Glasbewunderung so unaufhörlich fortsetzte . . .

Am zweiten Tage erschien der telegraphisch nach Berlin berufene Rechtsbeistand des Rittmeisters, Justizrath Möllwind. Justizrath Möllwind aus Kiel, der außerordentlich im Gesicht und in der Gestalt Herrn Windthorst ähnelte, kannte bis in's innerste Mark die Geldangelegenheiten des schleswig-holsteinischen Adels. War das ein wunderbares Männchen, der Justizrath, ein wenig eckig,

brummig, aber klug, klug, klug. Außer seinen Liebhabereien für Kanarienvögel und schwersilberne Suppenteller hatte er kein Steckenpferd.

Um fünf Uhr achtzehn Minuten landete der Berliner Zug auf dem Hamburger Bahnhof; um fünf Uhr dreiundvierzig Minuten trippelte der Justizrath in's Zimmer des Rittmeisters: „Ah, Herr Graf . . . wie Sie wohl aussehn . . . wissen Sie, daß ich mich erschießen wollte? . . . Haben Sie übrigens die Aegyptische Königstochter von Ebers gelesen? Sollten Sie thun, sollten Sie thun . . . ausgezeichnetes, wirklich ausgezeichnetes Buch in Ihrer Stimmung zu lesen. Aber Sie lesen nicht gern, ich weiß es; ganz Deutschland liest nicht gern, und nun gar wir Schleswig-Holsteiner... (kleine Pause, der Justizrath bleibt auf seinem Hin- und Herlauf stehn, faltet die Hände über'm Leibe, sieht über die Brillengläser) . . . aber sechshunderttausend Mark, mit vier vom Hundert, sind vierundzwanzigtausend Mark jährlicher Wenigereinnahme . . . baarer Unsinn . . . wie heißt der Kerl, wo wohnt er . . . (kleine Pause). Ihr Herr Vater und Sie, Herr Graf, beehrten und beehren mich seit über vierzig Jahren mit Vertrauen. Ich

bringe auch diese Angelegenheit in's Reine . . . aber fünfhunderttausend Mark knüpf' ich ab . . ."

„Halt da, lieber Freund, Ihnen ist bekannt: Spielschulden — Ehrenschulden. Bis morgen Abend sieben Uhr muß Alles geordnet sein . . ." antwortet der Rittmeister.

Und am andern Abend sieben Uhr hatte der Südamerikaner die Summe.

— — — — — — — — — —

Henning blickte noch immer in das Sternbild der Kassiopeia. Nun sanken seine Augen auf einen matthellen Schimmer am Himmelsrand im Süden. Dort lag Hamburg. Es war der ganz schwache Widerschein der großen Stadt bei Nacht, der Schein ihrer vielen tausend Lichter. Henning haßte, wie er Berlin haßte, auch Hamburg; alles Große und Großartige lag seiner Seele wie ein sündhafter Greuel vor. Erst vorgestern, als er in der Handelsstadt war, um am Abend seinen bei Bapaume gefallenen Freund Thurm wiederzusehen und von ihm Aufschlüsse über das Leben im Himmel und die Hosiannah singenden geschlechtslosen Körper, haben wollte, war er am Nachmittag über den Jungfernstieg gegangen. Alle Menschen

dort schienen ihm Gecken, im Sündenpfuhl Versunkene, und sein nebelfrostiges Herz hatte eine leichte Freude durchtanzt, als er auf dieser Straße einen graubärtigen Jägersmann mit zehn Waldschnepfen an der Tasche erblickte, die dieser wohl einem der reichen Kaufherren von dessen in der Nähe liegenden Besitzung bringen mochte . . . Ja, noch mehr war ihm begegnet, daß ihm wie eine Art Erlösung aus dem Menschenwirrwarr deuchte: Ein Pflasterbesprenger traf vor seinen Füßen einen trotzig sitzengebliebenen Sperling, daß der Muntere schleunig mit ganz durchnäßtem Körper davonflog. Auch eine langbeinige Spinne hatte er beobachtet, die sich aus einem von dem Wasserspender gehöhlten Teichlein zwischen zwei Kopfsteinen mit großer Schnelligkeit „auf die Socken machte“. Alles war ihm in Hamburg wie die Hölle; nie, wie vorgestern hatte er solche Sehnsucht empfunden nach seiner Bibel, nach seinem Tholuk, in denen er so gerne las. Die (Nebel)-hörner von der Elbe mit ihrem Durcheinander von schrillen, pfeifenden, heulenden Tönen klangen ihm wie Weltuntergangsrufe. Und merkwürdig, plötzlich fielen ihm bei diesem Geräusch die Molochsöfen

im alten Karthago ein: wenn der Wind in die langen Schornsteine fuhr und das Gewimmer und Geschrei der hineingeworfenen Kinder übertäubte. Sonderbar, Henning Hummelsbüttel besaß außer in himmlischen Angelegenheiten gar keine Phantasie.

Ueber sein gleichmäßiges, ruhiges Rittmeistergesicht senkte sich ein tiefer Schatten; die Züge wurden strenger, die Mundwinkel zogen sich tiefer, der ganze Kopf schien scheinbar länger geworden. Und jetzt auch verschleierte sich das braune Auge: es starrte wieder zur Kassiopeia empor: „Herr Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie andere . . .“

Ein Menschenherz, o, ein Menschenherz, wer je hätte ein Fünkchen nur gewahrt, wie es aus einer Kammer in die andere, aus einem der Millionen Herzenspünktchen in das andere sprang . . . wer bei sich selbst auch nur hätte bei peinlichster Nachforschung gefunden: Ja, wie bin ich denn zu dem Gedanken, zu der Lebensanschauung gekommen . . . Geheimnißvoll, aus welcher Veranlassung? flog das Saatkörnchen von fernstem Himmelsstern, von nächster zollweiter Entfernung uns in die Seele und trieb, vielleicht lange Jahre un-

gesehn und unbemerkt im Keim, zur Aehre, oft zu so schwerer Aehre, daß sie uns niederwuchtet und wir mit der Stirn die Erde schlagen . . . Wie war Henning in „die fromme Heerde“ verschlagen? Ernst und streng gegen sich, in steter Selbstzucht, fleißig, sehr gewissenhaft, hatte er doch auch seine Knabenjahre wie alle andern lustig durchlebt. Hatte einer in der Zeit ihn sich zurückziehn sehn von den Spielen? Hatte er sich in den Uebergangsjahren zum Jüngling Träumereien hingegeben? Mit nichten. Hochmüthig, eingebildet auf sein Wissen und seinen Fleiß auf der Gelehrten-Schule in Kiel (als Schleswig-Holsteiner von Hause aus sich als Mustermensch vor der ganzen übrigen Erde fühlend), sah er mit seinem hellen Verstande, mit seiner vortrefflichen Anlage zur „Berechnung“ jeder Daseinsform auf seine Mitschüler herab. Die Eitelkeit, dieses stinkende Aas in unserer Brust, hatte ihn früher viel geplagt. Als junger Offizier hatte er zwei Jahre den Alles fressenden Wolf des Ehrgeizes gefüttert. Der übertriebene Ehrgeiz verschlingt auch die letzte Freude am Leben, macht selbstsüchtig bis zum Teufel . . . Den Freßsack Ehrgeiz aber hatte er bald entlassen. Nach

dem Ableben seines Vaters wollte er Bredenfleth übernehmen, bis dahin die hübsche blaue Uniform tragen. War's Ehrgeiz? . . . und doch hatte kaum Einer zu ihm mehr die Anlagen als Henning.

Und irgendwoher . . . aus fernstem Himmelsthule, aus zollbreitnächster Nähe war ihm ein Körnchen zugeflogen: Du willst dich dem Herrn weihen, dann stehst du ruhig, dann nimmer kann es dir schlecht gehen . . . und Henning Hummelsbüttel nahm die Bibel zur Hand und die Andachtsbücher, und mehr und mehr versank er in den trostlosen See der kahlen, kalten protestantischen Orthodoxie. Die Schulen wollte er knechten; alle Menschen sollten das glauben, was er glaubte. Vor der orthodox-evangelischen Geistlichkeit lag er auf den Knieen. Jeden dummen Bauernbengel, der es zum Prediger gebracht, sah er für ein höheres Wesen an. Hätte nicht sein eigener Seelsorger auf Bredenfleth, Pastor Tröster, ein so gar prächtiges, menschlich, klug und richtig denkendes Herz gehabt, das mit vielem Takt die Liebesbewerbung Henning's fortzuschieben wußte — er hätte ihm sein ganzes Vermögen geschenkt, so fanatisch dachte er...

Und von der Kassiopeia abwärts sank sein

Blick auf den Himmelsrand nach Westen, und just da, wo im Verschwindenwollen ein großer, rother, böse funkelnder Stern wie das Auge eines Satans flammte — blieb er haften. Und der rothe, böse funkelnde Stern stand genau über den Thürmen des Herrenhauses von Wittensee. Und Wittensee, achtzehn Kilometer entfernt von Bredenfleth, gehörte seinem Vetter Breide Hummelsbüttel. Und seinen Vetter Breide Hummelsbüttel haßte er aus ganzer tiefster Seele — den leichtsinnigen, verschwenderischen, charakterlosen, bald hier bald dort hintastenden, hinhüpfenden Vetter Breide; er haßte ihn; wenn er ihn lachen sah, stürzte ihm das Blut zum Herzen wie ein schnell schießender Strom.

Ah, Henning, Henning! Nun schaust du anders; nun zeigt sich dein menschlich Gesicht. Fort mit dem schmucken Rittmeister, mit dem finstern Priester. Und er war doch kein Heuchler und Scheinheiliger. Nie und nimmer. Mit seinem Glauben war's ihm bitterer Ernst.

Den rothen, böse funkelnden Stern hatte die Erde in sich gesogen. Noch immer starrte Henning nach Westen, wo Wittensee lag. Seine Stirn hatte sich zusammengezogen, und aus seinen Augen

wollte sich ein Gewitter befreien. „Heilwig, Heilwig," stöhnte er . . . und dann versank er in ein Brüten und Denken.

Heilwig Wansin (Wappen: ein Schlänglein, das sich an einem Stämmchen emporwand und gegen eine Rose, die oben blühte, züngelte) hatte den großen, schlankgewachsenen Vetter Breide ihm, dem zierlichen, mittelgroßen Henning, vorgezogen, den Ulanen dem Dragoner. Und das konnte er nicht verwinden. Er wußte, wie unglücklich Breide und Heilwig lebten. Ein Grauen war es ihm, dachte er an Breide's Leben. Kaum ein halbes Jahr hatte der Taumel gedauert, dann hatte Breide sein schönes Weib liegen gelassen wie ein Stück überflüssigen Holzes. Und Heilwig litt darunter, das wußte nicht er allein, das wußte die Welt.

Henning's Herz war rein und keusch. Als Katholik hätte er seinen Rücken blutig gepeitscht im Kampfe mit der Sinnlichkeit. Als guter evangelisch-protestantischer Christ hatte ihm Gebet und fester Wille geholfen. Und er hatte den furchtbaren Kampf bis heute siegreich bestanden. Aber wie er die Zähne hart in sein eigen Fleisch treiben mußte, so war er höhnisch und hart und eisern,

sah und hörte er von seinen Mitmenschen die natürliche Sünde. Seine Regimentskameraden hatten ihm den Spitznamen: „Der Cultusminister" gegeben. So scheu und ehrerbietig er vor einem hohen, reinen Weibe stand, so grenzenlos und tief verachtete er ein gefallenes Mädchen, so ekelten ihn schlüpfrige Reden. Es war ihm völlig unbegreiflich, wie es denkbar sei, daß seine Kameraden, daß junge Männer überhaupt mehr oder minder leichte Verbindungen knüpfen konnten.

Er kannte Breide's Leben, mit dem er viele Jahre in Berlin, wenn auch nicht im selben Regiment, gewesen war.

Er wußte genau, wie zahlreich Breide's Liebschaften, wie stets dem Vetter Don Juan es gleichgültig gewesen sei, ob eine Prinzessin, ob ein Bauernmädchen ihm im Herzen saß: rücksichtslos, ohne Unterschied zu machen, war Breide „draufgegangen", wie's ihm paßte.

2.

Wenige Tage später. Auf ihrem Schlosse Wittensee saß in einem großen, fast saalartig großen Zimmer auf weichstem Polsterstuhl Baronin Heilwig Hummelsbüttel. Sie hatte in: „Die letzte Reckenburgerin“ unserer vortrefflichen Luise von François gelesen. Das Buch lag aufgeschlagen in ihrem Schoß. Nun nahm sie es und legte es, wieder aufgeschlagen, auf den Tisch neben sich, stellte auf die offenen Seiten, daß diese sich nicht umschlugen, ein Nähkästchen, kramte aus diesem eine feine kleine Feile heraus und begann bald hier, bald dort reibend, den Staub fortpustend, an ihren wunderschönen Nägeln zu glätten. Ja, diese Nägel waren wunderschön: Sie hatten die Wölbung der Haselnuß, waren rosenroth überhaucht, und

spitzten sich, kleinen Kohlenschaufeln gleich, rundspitz zu. Diese Nägel sagten: Wir arbeiten nie, das thut der Pöbel; wir sind da, um bewundert zu werden; und wenn die albernen Menschen sich über uns lustig machen wollen, dann ziehen wir, ihnen erst recht zum Verdruß, Nachts Futterale über. So sprachen die Nägel.

Als die kleine feine Feile wieder im Nähkästchen ruhte, entnahm diesem die Freifrau ein Blättchen Sandpapier, und rieb mit ihm auf den Diamanten ihrer schönen, ein bischen zu starken Finger umher. Und dann war auch dies Geschäft beendet.

Nun erhob sich Heilwig, reckte sich a bissel und stand dann in ihrer vollen Größe aufrecht. Welch' ein herrlich Weib. Sie stellte sich einen Augenblick vor den langen, scheinbar von der Decke kommenden Spiegel und ahmte die Bewegung der Venus Kallipygos nach, warf sich Kußhände zu, lachte wie verschämt, und trat dann in eins der Fenster, die durch die Dicke der Grundmauern wie kleine Erker herauszutreten schienen. Nein, keine Venus war sie, aber eine Thusnelda. Das dunkle starke Haar, zum einfachen Knoten auf dem Hinterkopf geschlungen — wie hold mußte es

ausschauen, in zwei schweren Zöpfen oder aufgelöst, — ließ eine nicht zu große Stirn frei. Die Augen waren von unbestimmbaren Farben, bald hell, bald dunkel, bald grüngrau, bald graugrün, je die eine Schattirung vorherrschen lassend vor der andern. Um den kleinen Mund haschten sich unaufhörlich die Liebesgötter. Thusnelda freilich — doch wir haben kein Bildniß von ihr — mag breitere, längere Lippen gehabt haben.

Der Engel des Hochmuths aber lag verstimmt in ihren Blicken, die sich durch die großen neumodischen Scheiben in den Garten senkten. Wie langweilig das war. Was ging denn Heilwig der Frühling an? Die Natur hatte ihr in die Wiege nicht die Freude an Wald und Wiese geschenkt. Wie langweilig der Frühlingsgarten lag. In die Stille hinein schlich auf dem großen, weiten Rasenplatz vor den Fenstern eine merkwürdig gelbschwarzgrau gefleckte Katze. Die Hälfte des Kopfes, genau die eine Hälfte war schwarz, die andere weiß. Und die Katze trottete mißmuthig weiter. Zuweilen blieb sie stehen, ringelte und schlug den Schweif, sah sich um, trottete weiter und stand plötzlich still. Nur die Schweifbewegungen gingen

weiter. Nun duckte sie sich. Heilwig öffnete rasch das Fenster und rief: „Huhsch, huhsch, willst du wohl.“ Das Kätzchen, in ihrer Stellung beharrend, drehte das Schnäuzchen und blinzelte hinauf. Ein leichter Knall aus einem sprossenden Gebüsch, und sie sank, einen Sprung von drei, vier Fuß in die Höhe machend, in's Gras, zuckte noch einmal und war verendet. Ein junger Gärtnerbursche, das Gewehr in der linken Hand, trat vor, berührte das Thier vorsichtig mit dem Kolben, um ihres Todes gewiß zu sein, nahm es dann an dem rechten Hinterlauf und trug es fort. Die Baronin hatte während des ganzen Vorganges gelacht.

Und wieder war es still wie vorher. Nur eine Drossel flötete aus tiefen Gründen und zwei Saatkrähen flogen schwerfällig dicht, so daß die oft mißtrauisch rechts und links gedrehten Köpfe klar bemerkbar wurden, über den breiten Herrenhausthurm. Diesen Thurm nannten die Bauern: Ol Klas.

Heilwig, noch immer am Fenster, legte die linke Hand an einen Pfosten und lehnte ihr Haupt hinein. Aus den hochmüthigen blitzenden Augen waren schmerzkündende, traurige geworden. Und leise sagte sie: Er liebt mich nicht mehr . . . Dann,

nach einem Veilchen: Wenn ich nur wüßte, was ihn jeden Tag in die magere, dürre Haide drängt; ohne Kutscher, ohne Groom. Jagt er dort? . . . Und die schöne Frau versank in langes Nachdenken . . .

Heilwig Hummelsbüttel war die Tochter des verstorbenen preußischen Reitergenerals Ehler Wensin. Dieser, in Holstein geboren, hatte frühzeitig sich nach Berlin gesehnt. Er galt seiner Zeit als der schönste Offizier Seiner Majestät, und man erzählte scherzhaft, daß jeder Feind vor Staunen sofort das Gewehr in's Korn werfen würde, wenn er an der Spitze seiner Kürassier-Brigade attaquire. War dies ein launiges Wort, so zeigte es doch, wie bekannt der General im Lande damals gewesen war. Ehler Wensin hatte nur Töchter hinterlassen, aber eine zeichnete sich immer über die andere durch seltenste Schönheit aus. Allen voran, und unbestritten, galt die jüngste als die Helena. Und die jüngste hieß Heilwig.

Breide Hummelsbüttel, schon durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen mit den Wensins — die adligen Geschlechter Schleswig-Holsteins hatten Jahrhunderte lang nur untereinander ge-

heirathet —, war in Berlin seit seinem achten Tage dort ein stehender Gast gewesen im Hause des prächtigen Generals.

Daß Breide und Heilwig Mann und Frau wurden, war allen ein Räthsel geblieben. Die Kühle, jede Berührung mit dem „Volk“ auf's Aengstlichste meidende, grenzenlos von ihrer Familie vergötterte und verzogene Heilwig, und der leichtdenkende, leichtsinnige, stets in Abenteuern mit den Weibern verfangene, offene Breide. Und doch hatten sie sich gefunden.

Aber nicht lange hatte die Herrlichkeit gedauert. Breide, von seiner Frau kaltem Charakter abgezogen, hatte sich bald innerlich von ihr abgewandt, und sie konnte nimmer seinen lustigen, über Alles im Leben sich wegsetzenden, leichtsinnig bleibenden Sinn verstehen. Ihr keusches, reines Herz empörte sich, wenn er ihr, taktlos genug, Jugenderinnerungen lachend erzählte, oder leichthin über seine stets wachsenden Schulden sprach. Und doch liebte sie ihn von ganzer Seele.

Einen Fehler hatte Heilwig, und darüber konnte er nicht hinweg, das auch mochte der innerste Grund seiner Abneigung sein: Sie war außer-

gewöhnlich heftig. Ihre Wuthausbrüche waren ihm geradezu entsetzlich. Immer aber bis zur Stunde wurde das so oft zerrissene Band wieder geknüpft. Und der gutmüthige, weichherzige Breide preßte das tiefbereuende, schluchzende Weib immer wieder an seine Brust.

Zwei Kinder, in den ersten drei Jahren geboren, hatte ihnen der Tod nach Stunden schon entrissen. Ein Brüderchen, ein Schwesterchen waren nicht mehr gekommen. Die Ehe blieb kinderlos.

Seit acht Jahren waren sie verheirathet. Seit zwei Jahren — nach dem Tode des Vaters — lebten sie auf Breide's großem Gute Wittensee.

— — — — — — — — — — — — —

Ein Wagen knirschte vor's Portal. Er wurde im Ruck angehalten. Heilwig verließ ihren Platz am Fenster, setzte sich in den Lehnstuhl und nahm, das Haupt zurücklehnend, eine Stickerei vor, an der sie emsig anfing zu arbeiten.

Die Thür zum Zimmer ging auf und Breide, mit von der Fahrt gerötheten Wangen, trat ein.

„Verzeih,“ sagte der junge Gutsbesitzer, „daß ich so spät komme. Du hast doch nicht mit dem

Essen auf mich gewartet? Du weißt, wie unangenehm mir . . ."

„Ich weiß, wie unangenehm (das Wort unangenehm betonend) es Dir ist, und ich bin allein zu Tisch gegangen, allein wie so oft . . ." erwiderte Heilwig. „Aber Du wirst hungrig sein . . . Komm, ich will Dir Gesellschaft leisten, oder möchtest Du lieber ohne mich sein . . ."

„Ich habe in Wulfsmoor schon gefrühstückt."

„In der alten widerwärtigen Kneipe. Natürlich, natürlich. Deine Freunde saßen da . . ."

„Heilwig, ich bitte Dich, laß endlich diese Reden."

Die junge Frau seufzte: „Wie Du willst."

„Nein, komm," — und Breide, der vor ihr Platz genommen hatte, erhob sich —, „komm, gieb mir die Hand . . ."

Sie wehrte ihn ab: „Laß mich. Das eine, was ich so an Dir schätze, das eine will ich behalten: Deine Offenheit. Und jetzt bist Du nicht aufrichtig. Deine Hand hat erst vor Stunden in einer anderen gelegen."

„Ich habe kein Weib berührt . . ."

„O, laß mich, laß mich. Schon das Wort klingt roh, wie Du es sagst . . .“

Und beide schwiegen. Die Baronin, immer das Haupt zurücklehnend, an ihrer Stickerei arbeitend, hob zuerst das Schweigen:

„Henning war vor zwei Stunden hier, um . . .

„Henning?“

„Ja. Er und sein Bruder Detlev.“

„Wie? Henning — und Detlev? Wie ist denn der wieder bei uns eingeschneit? Es hieß doch, daß er im Kaukasus gefallen.“

„Sein Bruder sei nur auf einige Wochen zum Besuch nach Bredenfleth gekommen, gestern Abend sei er eingetroffen, erzählte mir Henning.“

„Du sahst Detlev zum ersten Mal; er ist schon über sieben Jahre außer Landes. Welchen Eindruck hat er Dir gemacht?“

„Jedenfalls einen merkwürdigen. Das wüste, bleiche Gesicht mit einer furchtbaren Narbe von der Stirn über das rechte Auge, dieses, Gott sei Dank nicht entstellend, in gerader Linie im kurzgehaltenen braunen Vollbart verschwindend, hatte etwas Dämonisches, mich Erschreckendes. Uebrigens

sieht er weder Henning noch Dir ähnlich Auch nicht eine Spur von seinem Bruder. Er überragt ihn an Kopfeslänge, und selbst Du dürftest kleiner im Wuchs sein."

Breide lachte. „Aber die Narbe, die Narbe kenn' ich nicht an ihm. Wo mag er sich die geholt haben. Nun, und wie gefiel er Dir sonst?"

„Er hatte die Umgangsformen eines Gentleman."

„Die vergißt der gewesene Offizier niemals."

„Aber sein ganzes Wesen hatte etwas hastiges. Er sprang fortwährend von einem Gegenstand zum andern. Bald erzählte er von seinen Erlebnissen auf Cuba, wo er im Aufstand thätig gewesen ist, dann, ohne Uebergang fast, von den ungeheuren Schafheerden, die er in Australien besessen. Aber was ist es mit ihm; Du hast mir so selten von ihm berichtet."

„Detlev mußte wegen Schulden vor sieben Jahren den Dienst verlassen. Henning hatte zweimal — auch ich, ohne Henning's Wissen, hatte eingegriffen — die ganz außergewöhnlich großen Summen bezahlt. Beim dritten Sinken überließ er Detlev seinem Schicksal. Und ganz natürlich. Henning hatte wahrlich als ein Bruder an ihm

gehandelt ... Und dann war er verschollen. Kein Schreiben von ihm traf ein, kein Gruß kam jemals uns zu Ohren. Nur einmal, wie gesagt, hörten Henning und ich, daß er im Kaukasus, im russischen Heere wieder angestellt, erschossen sei. Und aufrichtig, wir waren dessen beide froh. Es war doch doch nur ein zerstörtes Leben. Aber vielleicht ist noch nicht Hopfen und Malz an ihm verloren und wir erleben es am Ende — Breide lachte aus vollem Halse —, daß Henning seinen Bruder zum Heiligen bekehrt. Gottes Gnade ... aber Detlev Hummelsbüttel als Bettelmönch zu sehen, als Wanderprediger auf unsern Dörfern ... Nun, nun, die Welt ist so voller Unerklärlichkeiten ... Also Henning wollte uns nur seinen Bruder vorführen. Hatte er nicht sonst etwas? Die Sammelbüchse für Kaschuba oder ein protestantisches Kapellchen auf den Himalayaspitzen?"

„Die Vettern brachen bald wieder auf, als sie hörten, Du seiest ausgefahren."

Die Ehegatten schwiegen wieder.

Heilwig, immer in ihrer Stellung verharrend, mit auf ihre Arbeit gerichteten Augen, fragte dann ruhig:

„Wir sind heute in Familiengeschichten. Ist es Dir recht, Breide, so erzähle mir jetzt einmal klar, welches Verhältniß zwischen Dir und Henning besteht. Ich bin immer noch nicht ganz klug aus der Geschichte geworden."

Und Breide begann:

„Henning's Großvater und der meinige waren Brüder. Mein Großvater der ältere. Das Geschlecht stand damals auf vier Augen. Mein Großvater, mit einer Weststeden verheirathet, ohne Kinder, war, als Aeltester im Besitz des großen Fideicommisses, das heute — in Händen Henning's ist . . . Dieser alte Herr (pardon) muß ein schlechter Mensch durch und durch gewesen sein. Eines Tages war er mit einer Leibeigenen verschwunden. Diese, ein Gänsemädchen, von infernalischer Schönheit — Du kennst ja ihre Bilder — kam mit ihm als seine angetraute Frau aus England bald zurück. Wie sie's angefangen, bleibt ein ewiges Räthsel. Mein Großvater, ein stolzer, rücksichtsloser Mann, hätt' es wahrlich bequemer haben können: Er war als Gutsherr Herr über Leben und Tod seiner Leibeigenen.

„Und nun sollen furchtbare Dinge auf Witten-

see sich zugetragen haben. Meines Großvaters Ehegattin, auf's Tiefste in ihrer Ehre gekränkt, floh zu ihren Verwandten nach Schwartendorf. Sie verweigerte die Scheidung. Einer ihrer Brüder, für sie mit der Pistole eintretend, wurde von meinem Großvater erschossen. Der Adel, das ganze Land waren wegen dieser unerhörten Geschichte in die größte Aufregung versetzt.

„Der schleswig-holsteinische Adel, feudal wie keiner sonst auf Erden, konnte, auch bei begangenem Verbrechen, nur durch sich gerichtet werden. Selbst der König war völlig machtlos seinen schleswig-holsteinischen Granden gegenüber. Diese stolze Ritterschaft, ich muß es gestehen, hatte etwas Poetisches. Davon allerdings wußte sie nichts, denn sie wie unser ganzes Hinterwaldländchen bemühten sich von jeher der allerdenkbarsten Nüchternheit.

„Der Adel berief eine Sitzung, in der mein Großvater freigesprochen wurde unter den Bedingungen: Seine erste Frau sollte freiwillig ihren Wunsch zur Scheidung äußern. Und zweitens sollte das Fideicommiß auf meines Großvaters jüngeren Bruder Josias übergehen, ebenso auf

diesen das Gut Bredenfleth; Wittensee blieb meinem Großvater.

„Und also, unerhört, geschah es. In all' dem Trubel, ein Jahr nach der Scheidung, war mein Vater, der Sohn der Leibeigenen, geboren. Er blieb das einzige Kind. Meine Großmutter, ebenso klug wie sie blendend schön war, wußte bald festen Fuß zu fassen, und durch ihren Geist — ein selten Ding auf den schleswig-holsteinischen Gütern — zwang sie schließlich, wenigstens die Nachbarn, die Menschen zum Umgang auf Wittensee.

„Und ohne Nemesis schien sich Alles verlaufen zu wollen . . . Da forderte plötzlich Josias Hummelsbüttel seinen Bruder nochmals vor den Adel. Eine Versammlung wurde angesetzt im alten offenen Felde. Die Stelle ist von Eschen umschlossen. Junker (Pagen) umstanden, um jedem Eindringling zu wehren, in weitem Bogen die erlauchte Gesellschaft. Josias, ebenso schlecht und niedrig denkend wie sein Bruder, nur noch mit dem ewigen Giergedanken nach Geld behaftet, verlangte stürmisch die Herausgabe von Wittensee: Mein Vater sei nicht mehr sein Bruder, schrie er, mit geballten

Fäusten auf meinen Großvater losspringend. Kaum gelang es, ihn zu bändigen . . . Und es war eine Stille eingetreten . . . Josias, seine Aufregung bemeisternd, bat um ein letztes Wort:

„‚Seit wann, erlauchte Herren und Ehrenfeste, steht es geschrieben, daß der Leibeigene überhaupt ein Mensch ist . . . Und mag noch so sehr die Ehe als rechtmäßig anerkannt werden, der Sohn meines Bruders ist von einer Leibeigenen geboren. Ihr alle kennt unsre unveränderlichen Satzungen, wer eine Leibeigene heirathet, ist ausgestoßen aus der Ritterschaft . . .‘

„Die Versammlung trat in lebhafte Berathung. Gruppen bildeten sich. Aber selbst in diese starre, erstarrte, von ungeheurem Selbstbewußtsein erfüllte Ritterschaft waren einzelne Klänge hineingefallen von Menschlichkeit und Bruderliebe . . . Jean Jaques Rousseau — kaum glaublich — war von einigen dieser Herren gelesen . . .

„Und das Endergebniß der Berathung war: Mein Großvater blieb im Besitz von Wittensee, mußte jedoch seinen Grafentitel an den jüngeren Bruder abgeben. Josias zog sich grollend, auf immer unversöhnt, nach Bredenfleth zurück.

„Das Alles hatte sich noch am Ende des vorigen Jahrhunderts — einige Jahre später wurde die Leibeigenschaft, die letzte in deutschen Landen, aufgehoben — in Schleswig-Holstein zutragen können. Der Adel wurde meinem Vater nicht verwehrt. Die Ehe meines Großvaters mit der Leibeigenen wurde als rechtsgültig erklärt. Die Scheidung meines Ahns von seiner ersten Frau war ein Jahr vor der Geburt meines Vaters ausgesprochen . . .“

Heilwig erwiderte, daß das ja ganz undenkbare Zustände gewesen sein müßten, und ob nicht seine Phantasie . . .“

Breide stieg in seiner Erzählung weiter: „Mein Großvater verkam bald. Er trank die schwersten spanischen Weine in großen Zügen aus von ihm nach seiner Bestellung angefertigten echtsilbernen Tönnchen; peitschte unmenschlich sein Weib, das ihm aber stets unterwürfig blieb — sie war zu klug —, wurde immer toller, sprang stundenlang nach Art der Sperlinge, einen übergroßen, knallgrünen Seidenschirm über sich haltend, auf seinem Hofe einher, richtete, Soldaten vor sich wähnend, die Bäume der Alleen aus, und starb endlich auf einer Hasenhetze durch Sturz mit seinem Pferde.

Sofort meldete sich Josias. Aber nun griffen die Gerichte ein und nach langem Proceß wurde endgültig meinem Vater Wittensee als alleiniger Erbherr zugesprochen. Josias behielt Bredenfleth und das große Fideicommiß."

„Und Du glaubst nicht die Möglichkeit," sagte Heilwig, „daß Henning einmal wieder . . . ich meine, daß er die immer brennender werdenden Schulden, die uns peinigen, benutzen könnte, um Wittensee an sich zu reißen?"

„Ich weiß nicht, wie Du daran denken kannst. Bald werden es hundert Jahre . . ., die ganze Angelegenheit ist ja längst verjährt . . ."

Und wieder war es eine Minute todtenstill im großen Zimmer.

Heilwig brach das Schweigen: „Beharrst Du dabei, Henning's Hilfe nicht in Anspruch zu nehmen?"

„Eher an den Schandpfahl, als von dem . . ."

„Du hältst ihn für unedel? Und Du giebst, wenn auch mittelbar, nun doch zu, daß Du ihm Schändlichkeit zutraust?"

„Nie und nimmer thue ich das. Henning ist nicht schlecht. Was er meint und wie er's meint,

das ist ehrliches Herz. Aber sein religiöser Wahnsinn macht ihn zu Allem fähig. Haßte er mich nicht als einen Ungläubigen, hielte er mich nicht für gänzlich dem Himmel verloren, zu jeder Stunde würde er mir Hilfe bieten. Er ist nicht geizig, und so sehr er den Werth des Geldes kennt und mit seiner Klugheit und seinem praktischen Geschick in Geldsachen Bescheid weiß, unverzüglich würde er mir helfen. Aber alles: zur höheren Ehre Gottes ... Ich fürchte für seinen Verstand. Die Verrücktheit in merkwürdigen Sprüngen, mit Ueberschlagung oft ganzer Geschlechtfolgen, ist erblich in unserer Familie ..."

„Breide, wenn ich ihn bäte, wenn ich ihm klar legte?" ...

„Von dem Augenblick an sind Du und ich geschieden; ich will von Henning kein Geld."

Heilwig erhob sich und trat an die Seite des Sitzenbleibenden: „Wenn Du mir Dein Leid, Deinen Kummer, den Tagesärger vertrauen würdest, Breide, wenn Du mich — und ihr Haupt neigte sich; sie sprach leiser — als Dein treues Weib erkennen würdest ... Wenn Du so offen mir wärest, wie Du es heute warst ..."

Breide blieb stumm; die Baronin setzte sich wieder in den Stuhl, und die Finger gegen einander lehnend, legte sie das Haupt zurück an die Lehne. Eine Blutwelle, schnell wie hin und her schießendes Quecksilber, floß ihr unter'm Stirnhaar von Schlaf zu Schlaf und dann war ihr Gesicht übergossen von dunklem Roth. Und langsam, leise, mit kaum merklich zuckenden Lippen, mit verlegenem Lächeln sagte sie: „Breide, Du vernachlässigst mich . . .“

Der Baron schien einen Augenblick betroffen, um dann trotzig zu antworten: „Ich bin mein eigener Herr,“ und sich erhebend trat er an's Fenster.

Und wieder war die alte Stille eingetreten. So still umher, daß deutlich vom Garten die Stimme eines alten Arbeiterweibes in's Zimmer klang: „Trina, wat is de Klock all?“

Aus dem Stuhl erhob sich, wie mit körperlicher Anstrengung, Heilwig; sie ging, im Schritte zögernd und Augenblicke wie angewachsen stehend, zu Breide. Und bei ihm, der regungslos in den Frühling schaute, angekommen, sank sie zu seinen Füßen. Ganz entsetzt hob der Rittmeister sie auf: „Heilwig, Heilwig.“

Sie aber, unter einem Strom von Thränen: „O, sei mir gut, Breide; Du kennst mich nicht; Du weißt nicht, wie ich Dich liebe; gieb mir Dein Herz, Dein ganzes Herz; gieb mir Dein Vertrauen . . .“

Breide erwiderte finster: „Wie oft, wie oft in früherer Zeit hab' ich's versucht. Erzählte ich Dir in meiner Offenheit — und ich will's gestehen, zuweilen in plumper, roher Offenheit — so verstandest Du es nicht. Deine furchtbare Heftigkeit trat heraus . . . Und diese Wuthanfälle sind mir das Entsetzlichste, was ich denken kann . . . Und so unterließ ich es mehr und mehr . . .“

Er küßte sie auf die Stirn, sagte sanft: „Es wird wohl Alles noch gut werden,“ und verließ das Zimmer.

Heilwig aber fiel in den Lehnstuhl und weinte bitterlich, die Hände vor den Augen haltend.

* * *

Es war am nächsten Morgen.

„Hest din Swin verköfft, Hans?“ fragte Paul Reimers den in die Wirthsstube „Zum lustigen Bruder“ eintretenden Hans Mehrens. „Nä, Mar-

tin Slachter will hüt nich. Is dat 'n Minschen. Güstern wull he mi 130 Mark gevn, hüt man werrer 120 Mark. Nä, seggt ick em, nu schaft't ni hem."

Die Stube füllte sich mehr und mehr mit Bauern, Händlern, Forstbeamten, Bierfuhrleuten aus den Nachbarstädten. Zwischen ihnen, sich heimlich über den starken Besuch freuend, wirbelte die muntere Wirthin Wittwe. Aus den blanken, lustigen Schwalbenaugen sprach unaufhörlich unverdrossenste Tagesarbeit und rastloser Wunsch, im kargen Leben so viele Mark zu verdienen, daß sie in ihren späteren Jahren von den Zinsen leben könnte. Mit keinem verdarb es die hübsche, flinke Hanne. Mit keinem, wer immer auch ihr im innersten Innern — wir sind ja Menschen — gefallen mochte, wurde sie vertrauter, als wie es ihr Geschäft, ihre freiere Stellung als Wittwe und Wirthin verlangte und erlaubte. Von allen Gästen wurde die Ankunft Detlev Hummelsbüttels besprochen.

Plötzlich trat Breide herein. Das Gespräch verstummte sofort. Ein wenig Verlegenheit lag eine Minute auf allen Gesichtern. Aber der Baron

hob sie leicht. Er sprach so liebenswürdig, so geschickt in die häuslichen und dörflichen Angelegenheiten gelangend, so vertraulich — im rechten Sinn — von diesem und jenem; er machte sich so „gemein“, daß der Alp der um den Tisch Sitzenden bald verschwunden war. Aber keiner auch, wie Breide, verstand es — sprach er doch ebenso gut plattdeutsch wie hochdeutsch — sich das Herz seiner „Untergehörigen“ (wie es früher hieß) zu erobern und festzuhalten. Es kam ihm wirklich aus der mitfühlenden Seele, und das wußte Jeder. Ohne ein Titelchen der Ehrerbietung gegen ihren Gutsherrn außer Acht zu lassen, hatte Mancher ihm schon seine kleinen Angelegenheiten vertrauen dürfen; und mit Rath und That war Breide ohne Zaudern stets zur Hand.

Der schleswig-holsteinische Bauer, in seinem Kern, ist ein sehr ruhiger, stark mißtrauischer, kirchlich gesinnter, tieftreuer Mensch. Ohne sich um das weite Welttreiben um ihn im mindesten zu bekümmern, hält er Zucht und Ordnung auf seinem Hofe. In Geldsachen ist keiner wie er so treu: Das einfache Wort gilt häufig, und er sieht sich selten betrogen. Und im Kern ist er und das

schleswig-holsteinische Weib keusch und rein. Der Ehebruch ist im Lande noch immer ein Unerhörtes. Wie Ernst und Entsagung schwebt es ob dem Ländchen. Entsagung im Entbehren körperlicher guter Kost ist damit nicht gesagt: Der schleswig-holsteinische Bauer ist wohlhabend und oft reich: er läßt sich nichts abgehen.

Wie sehr die Bauern, die Hofbediensteten Breide zugethan, ließ sich erkennen durch das „Augezudrücken“ über mancherlei „kleine Affairen“, die der Baron auf seinem Gute und seinen Dörfern „mit dat Fruenvolk“ erlebt hatte. Es war dem Baron wie ein Angebliebenes aus früheren Jahrhunderten . . . Sein heiteres Gemüth, seine stark ausgeprägte Sinnlichkeit fand keine Sünde darin, ein hübsches Weib in die Arme zu schließen, wenn sie ihm gefiel . . . und wiederum den Weibern gefiel er sehr.

Die schmucke Hanne trat ein — sie hatte schleunig, als sie Breide anreiten sah, ein neues Schürzchen vorgebunden — wurde blitzlang ein wenig roth und sagte: „Goden Dag, Herr Baron.“

„Ah, junge Frau . . . Immer vergnügt,“ sagte der Rittmeister auf hochdeutsch, und dann lachend

und ihr scharf in die hellblauen Kiekindiewelts schauend: „Schal'k man Lütten un' Glas Beer hem?" Dann fragte er sie nach fünf Minuten, was es im Hause zum Essen gebe. Nach genügender Antwort bestellte er. Und das Gespräch mit den Bauern ging ohne Unterbrechung weiter. Bald erschien wieder die wirbelnde Wittwe und meldete, daß nebenan angerichtet sei. Der Baron, ein wenig den Heuchler spielend — wir sind ja Menschen, alle, alle — fragte, weshalb sie denn solche Umstände mache, er hätte ja gern in der Schenkstube seine Rühreier und Schinken verspeist, und folgte ihr.

Und das war so frisch alles: Der gesunde Baron, wie er mit tüchtigem Hunger aß; die ihn selbst bedienende schlanke Hanne, die niemals längere Zeit bei ihm — er aß in ihrer Stube — blieb, um sich immer wieder den Gästen zu zeigen, und die doch so gerne in die halb im Schlaf, halb im Leben stehenden Augen des Barons sich vertieft hätte. Und wenn er sie einmal um's Gürtelband faßte, so war ihr Sträuben nicht so ganz ernst gemeint; aber husch war sie wieder bei den Gästen drin, um ja nicht den Verdacht ... Ja, ja, die Weiber, die Weiber ...

Hanne hatte eben den Rittmeister gefragt, ob der Gemeindevorsteher von Lehmkuhlen ihn sprechen könne. Der Baron hatte sofort zugesagt, und nun stand der Gemeindevorsteher vor ihm. Es war eine traurige Geschichte, die er mittheilte: Peter Jock, der Mauermann, sei vor einer Stunde vom Gerüst gefallen und auf der Stelle todt gewesen. Er hinterlasse, ohne einen Pfennig gehabt zu haben, eine Wittwe mit neun Kindern.

„Wär dat Peter Jock, de ümmer dhun wär?“ fragte Breide.

„Jau, jau, he drunk ’n beten vel,“ antwortete mit langsamem Kopfnicken der Bauernvogt.

„Ja, da muß sofort geholfen werden; die arme Frau sitzt allein mit ihren Gören,“ und der Rittmeister untersuchte seine Börse. Es fanden sich nur elf Mark zwanzig Pfennig darin.

„Wollen Sie dies erst der Frau geben; ich sende an Sie, lieber Clausen, noch hundert Mark, die ich bitte, ihr einhändigen zu wollen. Ueber den Verbleib der Kinder uns zu besprechen, wollen Sie deshalb Morgen um elf Uhr zu mir kommen ...“

Seit einer Stunde war Breide schon wieder unterwegs. Er ritt seinen hellbraunen litthauischen

Hengst Siebenkäs. Herr und Thier verstanden sich. Oft legte der Rittmeister seinen Zügel ihm zwischen die Ohren, kitzelte ihn, sprach mit ihm: aber immer doch, ohne einen Augenblick sich und sein Pferd außer Acht zu geben. Wie der Gaul nickte, wie immerwährend er mit den Ohren spielte, in's Gebiß schäumte. Und Breide klappte ihm den Hals, streckte sich wie ein Indianer aus, verbarg sein Gesicht in die Mähne. Und nun sang er gar: „Mein Schatz ist ein Reiter, ein Husarenoffizier . . ." Wie der Hengst horchte, wie ihm das gefiel, wie er immer schnelleren Schritt ging, immer, sozusagen: beifallsschneller den Hals in unaufhörliche Bewegung setzte . . . Pferde kennen allewege ihren Reiter . . . Und nun commandirte Breide laut: „Escadron Tra—a—a—ab . . . und ein langer, wohl halbstündiger Trab. Immer gleich weg. Wie köstlich das war.

Und welch' ein Frühlingstag. Wenn auch das liebenswürdige Mädchen heut' noch nicht verschwenderisch Blumen aus ihrer Schürze den armen Nordbewohnern zuwarf, so gab sie doch schon hier und dort. In den Gärten der Häuser spielen und

graben die Kinder. Die Rinde der Bäume hat eine nasse, dunkelgrüne Farbe. Auf den Strohdächern sitzen, flügelschlagend und die Stimme ihrer Mitsänger nachahmend, die Staare. In den Wirrnissen der Thüren und Fenster umrankenden Epheustauden zanken die Sperlinge. Auf einer Fahnenstange sitzt eine Nebelkrähe, den Kopf gegen die Brust senkend, und den Hals, dessen Federn sich sträuben, nach vorne reckend, krächzt sie dreimal, viermal kurz hintereinander. Die Syringenbüsche und Stachelbeersträuche zeigen ihr erstes zartes, liebes Grün. Aus der dunklen, feuchten Erde sprießen feine Gräser und aus der Scholle brechen Crocus. Um die Rosenstöcke aber sind noch die Bast- und Stroh-Matten geflochten . . .

. . . Breide hielt auf einer Anhöhe und sah auf die Ostsee, die sich ihm hier zum ersten Male seit seinem Wegritt heute zeigte. Sie lag in tiefer Bläue vor ihm und sandte eine köstliche Kühle zu ihm hinauf. Dem Hengst, durch langen Schritt gut abgekühlt, legte er die Zügel auf den Kopf, und dies wiederholend, strich er im Zurücknehmen der Hand den Mähnenkamm. Das edle Thier

öffnete weit die Nüstern und sog mit Gier die frische Luft ein.

Als er im Weiterreiten am ersten Häuschen des nächsten Städtchens vorbei kam, hörte er, wie eine ältere Frau zu einem dreijährigen Kinde, das eigensinnig vor ihr stand, sagte:

„O, kumm duch nuch oinmahl ssu doin Omama. Du sust aach 'n Ssstöck Ssokker habn.“

„Scheusliche Sprache,“ murmelte Breide, und der Huf seines Pferdes schlug das höckerige Steinpflaster.

Als er den Wirth zur „Stadt Lübeck“, einen alten Bekannten, begrüßt hatte, trat er in die Gaststube. Um einen großen runden Tisch saßen roth und blond bebartete sonnenverbrannte Landleute, von denen viele schon zu viel getrunken hatten. Alle sangen: „Söten Lena, Söten Lena, Söten Lena, min Dirn.“ Bei dem Worte „Dirn“ schlugen sie mit der rechten Faust auf den Tisch, daß die Grog- und Biergläser klirrten und tanzten.

Die Gesellschaft berührte Breide unangenehm. Er fragte den Wirth, wo die Butterausstellung, die er besuchen wollte und zu der Wittensee beige-

steuert, sei, und ging dorthin. Hier fand er die Gutsbesitzer des Nachbarkreises in der Mehrzahl. Alle waren beim Butterlecken; just handelte es sich um die Zutheilung des ersten Preises. Dieser bestand in einer silbernen Medaille, auf deren einer Seite der Tag und die Jahreszahl eingeschnitten, während auf der andern eine fast schweinfette Kuh angebracht war. Um den Rand stand der hübsche Spruch: Gras und Futter geben Butter. Der Landrath des dortigen Kreises, aus einer fremden Provinz, dem der Kobold im Nacken saß, hielt eine launige Anrede. Selbst die ewig ernsten Fett- und Buttergesichter der holsteinischen Gutsbesitzer zuckten zuweilen. Ja, Fett und Vieh und Vieh und Fett. Giebt es denn außerdem noch Anderes auf Erden? In Schleswig-Holstein jedenfalls wenig.

Es war schon später Nachmittag, als Breide nach Wittensee zurücktrabte. Im Westen, auf den er zu ritt, lag ein schwarzer Waldstreifen, aus dem einzelne hohe Tannen auf einem breiten, schmutzig gelben Himmelsstrich wie ausgeschnitten aussahen. Und gerade da, wo sie in ihren Spitzen endeten, lag, wagerecht beginnend, eine Wolken-

wand, die steilauf sich über den ganzen Himmel verbreitete. Nur an einer Stelle, nach Südwesten, war ein leeres Fleckchen, das die Farbe eines gänzlich verblaßten blauen Bandes der Ururgroßmama hatte, und daraus hervor glänzte matt und gelangweilt: Hesperus, der blasse Funke.

Breide ließ sein Pferd laufen; vor eingebrochener Dunkelheit gab er es an der Freitreppe ab und stieg die Stufen hinan. —

Kurz nach seinem Abreiten aus dem „lustigen Bruder" hatten Henning und Detlev vor'm Kruge anhalten lassen, um einen Cognac am Wagenschlag zu trinken. Zu ihnen war der Gemeindevorsteher Clausen aus Lehmkuhlen hinausgetreten und erzählte den Herren das Unglück Peter Fock's, des Mauermanns.

Der Graf fühlte sich nicht veranlaßt, der Wittwe Unterstützung zuzusagen, „denn," so sagte er mit zusammengezogenen Brauen: „Peter Fock ist seit Jahren nicht in die Kirche gegangen, er war ein arger Söffling zudem. Hier muß einmal ein Beispiel gegeben werden. Sie sollen sehen, lieber Clausen, wie gut ein solches wirkt . . . Ich

hoffe, in nicht zu weiter Ferne es durchzusetzen, daß wieder der Kirchenzwang eingeführt wird. Das walte der ewige Gott und unser Herr Jesus Christus . . . Uebrigens haben Sie ja das Armenhaus in Lehmkuhlen . . .

„Vorwärts, Johann!“

3.

Der erste Stock des Herrenhauses von Wittensee in seinen vielen ineinander und nebeneinander liegenden Räumen war luxuriös erleuchtet. Heilwig und Breide hatten sie heute Abend der Gesellschaft geöffnet. Und aus der Nähe und Ferne, selbst aus Hamburg und Berlin, waren Bekannte eingetroffen. Breide hatte in einem lustigen Trinkspruch dem Winter den Abschied, dem nun ganz einmarschirten Frühling den Willkommen getrunken. Ueberaus reizend war, auf des Gutsherrn Geheiß, der Eßsaal geschmückt. Er war völlig bezogen mit Schlehdorn und selbst zwischen den Tellern, auf dem ganzen Tische, lag zu tausenden die zarte weiße Blüte. Es war ein feenhafter Anblick.

Nach Beendigung des Mittagessens hatte sich Alles in den Zimmern zerstreut. Gruppen bildeten

sich, Gespräche zu Zweien, Wiederfinden Einzelner, die bei Tisch weit auseinander gesessen hatten. In Breide's beide Stuben zur ebenen Erde hatten sich die Raucher zurückgezogen, plauderten lebhaft, tranken stehend oder sitzend ihren Kaffee.

Breide hatte einen jungen, ihm näher befreundeten Docenten der Kieler Universität unter den Arm gefaßt. Er fragte ihn, über welchen Gegenstand er zuletzt gesprochen und gelesen hätte. Ueber: „Die Erinnerung und der Schmerz", antwortete ihm der Freund. Ueber: „Die Erinnerung und der Schmerz", fragte verwundert, gedehnt Breide; „in welchen Zusammenhang bringen Sie die Erinnerung und den Schmerz. Oder wollen Sie den Gegensatz entwickeln?"

Erinnerung ist Schmerz; Erinnerung ist nicht „der beste Freund" wie es im Liede heißt.

„Ich gebe Ihnen Recht, Herr Doctor. Erinnerung ist ein stachlicht Hemd, wenn wir es uns überziehen. Das Erinnern an schön verlebte Stunden bringt Wehmuth. Die Erinnerung an Unglück, ausgestandener Qual ist geradezu unerträglich. Und doch zwingt uns jede Stunde, an traurige, an fröhliche Geschehnisse zu denken."

„Sie haben den Anfang meines Vortrages fast mit denselben Worten wiederholt,“ sprach der Doctor.

An den Baron trat ein Diener und machte ihm eine leise Meldung. Breide entschuldigte sich bei seinem jungen Freunde und verschwand.

Im Wintergarten saßen die verwittwete Majorin aus dem Nachbarstädtchen und eine ältere Gutsbesitzersfrau. Beide hatten sich ängstlich umgesehen, um keine Lauscher zu haben. Sie waren bald im tiefsten, sich überstürzenden Gespräch: „. . . und das ist das Unerhörte bei der Sache, daß sich der Baron nicht die geringste Heimlichkeit erlaubt . . .“

„Aber ich bitte Sie,“ redete die Majorin, „ich bitte Sie, das nennen Sie keine Heimlichkeit, wenn bei Nacht und Nebel der Wagen zur Station fährt? Und dort warten die Insassen in der Chaise, bis der Zug heranbraust, um dann schnell im Coupé zu verschwinden.“

„Hat man gesehen, Liebe, wer denn eigentlich gestern mit dem Zuge nach Süden weiterfuhr?“

„Ich denke doch. Alle Welt spricht davon: Eine Aeltere, zwei junge Damen und ein Kind.“

„Zwei junge Damen auch,“ rief entsetzt die Gutsbesitzerin. „Das ist ja nicht möglich. Und

doch, es ist ihm Alles zuzutrauen. O, die arme, arme Baronin . . ."

„Sie natürlich weiß von nichts, wie immer. Es geht in der That nicht länger. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

In diesem Augenblick traten zwei junge Damen in den Treibgarten, um ihre Herzensgeheimnisse auszutauschen. Die Majorin und die Gutsbesitzerin standen mit stiller Wuth auf und entfernten sich. Es war ein so schöner Platz gewesen.

Breide hatte sich auf einige Minuten in den Garten gestohlen. Die Stirn war ihm so heiß: Erinnerung, auch die süßeste, ist ein stachlich Hemd, wenn man es überzieht . . . Und zwei große dunkle Kinderaugen, seine eigenen, hatten fort und fort ihn heut' bei Tische angeschaut; sie hatten ihn gequält . . . Und heute Abend endlich wollte er das Geheimniß Heilwig offenbaren, wollte ihr zu Füßen liegen, und wenn sie vergab, und — wenn — sie — seinen — Sohn, nicht den ihren in's Schloß nehmen wollte, ihn erziehen . . . Es war die furchtbarste Zumuthung an ein Weib. Aber es mußte geschehen . . . Und wenn er, nicht roh, nicht polternd, Alles erklären würde, wie es ge-

kommen; wenn er ihr sagen würde, daß ihr Jähzorn ihn so oft aus Wittensen getrieben, auf Tage, auf Wochen . . . um Zerstreuung zu suchen, und daß er einmal in seiner Abwesenheit ein sanftes, kaum je ein Wort sprechendes Mädchen gefunden, mit der er so glücklich gewesen; die ihn nie gequält hätte mit Launen und heftigen Auftritten . . . und daß es ihr Knabe sei, den sie ihm sterbend in den Arm gelegt.

Im Garten schlug die Nachtigall. Jasmingeruch durchzog ihn. Breide stand unter einem frischerblühten Kastanienbaum . . .

Da hörte er aus dem Musiksaal (— die Fenster waren weit geöffnet —) Gesang. Detlev Hummelsbüttel's (— die Brüder hatten der Einladung Folge geleistet —) ihm von früher her bekannte schöne Stimme sang hinreißend das wundervolle Lied von Robert Franz-Lenau:

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen,
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen,
Mein Herz behalte seine Kunde:
Wie sehr ich dein, ja dein im Grunde.

O still, ich möchte sonst erschrecken,
Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe,
Beim Tode deiner, deiner Liebe.

Er hatte es leidenschaftlich und schnell gesungen, wie das Lied gesungen werden muß; nur die letzten Worte: „Deiner Liebe“ mit grenzenloser Hingabe, in ein tiefschmerzliches Adagio fallend.

Während des Gesanges hatte Breide unbemerkt im Dunkeln in den Saal sehen können; und mit Staunen, dann mit plötzlicher Eifersucht gesehen, (war es Täuschung?), wie die Augen Detlev's länger als nöthig die Augen Heilwig's gehalten, und wie Heilwig ihnen nicht ausgewichen war.

Breide stöhnte. Noch heute, nach wenigen Stunden, wenn Alles sich entfernt, wollte er sich seinem Weibe entdecken, ihre Versöhnung erflehen, sich nie mehr von ihr trennen. —

Der kleine, Windthorst im Kopf und in der Gestalt so merkwürdig ähnelnde Justizrath Möl-wind, war leise angetrunken. Das war ihm seit über vierzig Jahren nicht geschehen. Aber freilich, Breide's berühmter Palus — Bordeaux noir — ging so leicht in die Adern. Dort fuhr er erst so hübsche Schifflein mit allerlei Flaggen und Feuerwerk und Musik und Guirlanden, dann aber wurden die Schifflein bald zu schweren, schweren Colossen, und aus den Colossen entstanden wieder

allerlei merkwürdige Gedanken-Figuren und diese Gedanken-Figuren trieben dann lässig heraus durch „das Gatter der Zähne“ . . . allerlei, was sonst auf tiefstem Herzensgrunde vielleicht für immer sich verankert hatte, schwamm nun leicht an die Oberfläche . . Ei, ei, der lustige, so kluge, kluge kleine Justizrath, der sonst so äußerst vorsichtig mit jedem Worte war, auch in der sprudelndsten Erzählung, stand heute im Kreise einiger Herren, und sprach tausend Grundsätze und Lebensregeln aus, die sonst von ihm wohl jeder als in seinem Innern feststehend wußte, aber niemals geglaubt hätte, daß er sie auch im tollsten Rausche preisgeben würde.

„. . . i, was, was ist das Leben? Eine einzige große Quälerei, ohne Sinn, ohne Verstand; oder hätte es den Sinn, daß derjenige das Leben versteht, der die Andern todtschlägt, bis er ganz allein, schrankenlos über die Erde schreitet? Aber unser ewiger Drang nach Gesellschaft, nach andern Menschen . . . von allen Seiten in jeder Sekunde bedroht, müssen wir stets mit gekrallten Fingern stehn, meine Herren, immer bereit, den Angriff abzuschlagen . . . i, was kann da sein . . . immer

den Menschen in's Gesicht mit den Stiefelabsätzen, sonst fühlen wir selbst die Hacken die'er Lieben ... keine Rücksichten, keine Rücksichten, meine Herren ... Und so hab' ich's gehalten bis jetzt. Bis hoch in meine zwanziger Jahre hinein war ich ein so dummer Kerl, der sich Alles gefallen ließ — dann wandte sich die Sache. Ich sagte mir: entweder jetzt eine Kugel in den Kopf, oder du wirst auch einmal Mensch, also Heuchler, herzensroh, Egoist. Und es gelang mir vollständig. Bald ging Alles vortrefflich ... Und dieser ganze Unsinn: schließlich gilt das alte Wort: ein gutes Diner, eine gute Cigarre: der höchste Genuß ... Mark Aurel (sprach der Justizrath, gänzlich unvermittelt überspringend, wie er denn seine sonst so haarscharf folgerichtigen Gedanken in keiner Weise mehr beieinander hatte, „Mark Aurel lieb' ich sehr, aber der Gute hat ja nichts, gar nichts gehabt. Da ist zum Beispiel die sogenannte Liebe ... die einzige Philosophie des Weisen ist: Ruhe haben ... und das verstanden Mark Aurel und Goethe. Alles, Alles abthun, was uns stört ... Ja die sogenannte Liebe. Mein Gott, wie lassen wir Männer uns quälen. Unsinn, sag' ich, Unsinn.

Der Hunger und die Liebe erhalten das Getriebe. Nun ja, richtig! Den Tribut, den wir an die Natur zu zahlen haben . . ." Der Justizrath wurde cynisch, so cynisch, als spräche er wie ein Fähnrich unter Fähnrichen. Der hellblauäugige, junge Pastor Tröster mit seinem so guten Herzen und mit seinem scharfen Verstande, der auch unter den Zuhörern gestanden, hatte schon seit geraumer Zeit den Kreis verlassen, sich in eine Mappe mit Kupferstichen vertieft und war dann, ohne Aufsehen, in ein Nebenzimmer getreten. Und nun tauchte der kleine Justizrath wieder aus dem Sumpfe hervor . . . „nein, nein: Schlauheit und Schonungslosigkeit unsern geehrten Mitmenschen gegenüber, alleways excepted the present compagny," fügte er artig hinzu, „das ist das einzige, und dann — ein vortrefflich zubereitetes Diner und eine vortreffliche Cigarre darauf. Alles Uebrige . . ."

Im Nebenzimmer, wohinein Pastor Tröster gerathen, als ihn der Justizrath vertrieben, hatte das Gespräch über die literarische Bewegung der Jetztzeit lebhaftes Hin und Her im Schwunge. Just endete ein Gymnasialdirector:

„. . . und so wäre nur noch Gustav Freytag,

der einzige, der unserer Jugend empfohlen werden kann."

Ihm antwortete, ein wenig heftig, ein „sein Geld lebender" Graf Heesten, der auf einem Nachbargute wohnte, und der zu den fünfhundert bis tausend Männern gehörte, die von den fünfzig Millionen Deutschen sich der Mühe unterziehen, nur Kritiken einzusehen über solche Bücher, die von ihnen vorher selbst gelesen sind. Er war zu erschreckenden Aufschlüssen gekommen.

„ . . . Was bringen Sie die ‚Jugend' wieder vor, Herr Geheimrath," antwortete der Graf; „für die Jugend genügt das Allerbeste nicht. Das ist der bekannte Satz. Aber Sie wollen doch nicht ganz Deutschland in Bezug auf die zu lesenden Bücher als Tertianer und Confirmandinnen behandelt wissen. Und wenn Sie mir tausendmal einwenden (oder habe ich Sie vorhin nicht recht verstanden), daß gar zu leicht unsern Kindern Bücher in die Hände fallen, die sie verderben können, dann würde schließlich Deutschland einfach in eine Nürnberger Spielzeugschachtel hineingehören. Wir alle, die wir hier stehen, Sie, Herr Geheimrath und ich unausgeschlossen, haben wir alle nicht in den

Büchern unseres Vaters, oder wo immer, Verbotenes gelesen? . . . Dann schaffen Sie doch zuerst die Bibel aus den Augen der Kinder, oder lassen Sie wenigstens die zahlreichen menschlichen Stellen aus dem heiligen Buch entfernen . . ."

„Wohin sind wir gekommen," fuhr der Graf lebhaft fort. „Ich habe meine Mütze in die Luft vor Freude geworfen, als ich vor einem Jahr Karl Bleibtreu's: ‚Revolution der Literatur' las. Das war eine That, wie sie seit Hutten und Luther's Zeiten nicht geschehen. Verzeihung, wenn ich übertreibe, aber . . ."

„Gestatten Sie mir, Herr Graf, wenn ich dagegen spreche," fiel der Gymnasialdirector ein. „Ein solches aberwitziges Buch wie Bleibtreu's ‚Revolution der Literatur' ist mir bisher nicht vorgekommen. Männer wie Heyse und Storm wagt er zu beurtheilen. Unsere größten Dichter: Wilhelm Jensen, Gottfried Keller, Johann Ferdinand Meyer erwähnt er kaum oder gar nicht..."

„Ich gebe Ihnen völlig Recht, Herr Geheimrath, und würde, wenn wir des Näheren eingingen über die erwähnte Broschüre, vielleicht in Manchem

mit Ihnen übereinstimmen — aber lassen Sie mir Eins! Und das ist meine jauchzende Freude über Karl Bleibtreu's Muth. Muth hat immer etwas Köstliches. Ob ich sehe, wie einer den wild eingefangenen Mustanghengst besteigt, um ihn zu zähmen, oder ob Karl Bleibtreu, mit offenem Visir, mit eingelegter Lanze, mit stürmischem Hurrah sich in den jammerhaften Schund stürzt, den wir Deutsche schöngeistige Literatur nennen. Und mußte er nicht wissen, daß ihm tausend, viel tausend Giftbecher gemengt wurden, als seine Broschüre in die Welt ging? . . . Nein, nein, Herr Geheimrath, 100,000 Cheers für Karl Bleibtreu, für Karl den Kühnen! . . . Immerhin, Jeder hat seine Ansichten. Und Bleibtreu wird der Letzte sein, der nicht die Meinung Anderer gelten ließe. Aber das ist es, und ich wiederhole es, daß er sein Schwert geschwungen hat gegen alle die Perrückenhäupter . . . Wohin immer mehr drängte sich unsere schöngeistige Literatur. Schließlich hätte jedes geschriebene Buch den Regierungen abgeliefert werden müssen, und hier der Provinzialschulrath sein endgültiges Urtheil gegeben — vielleicht im Sinne, daß er sich die ganze Welt als ein Seminar gedacht hätte. Dann

wäre nur das in unsere Hände gekommen, was ein Seminarist lesen darf . . .“

„Haben Sie übrigens, meine Herren,“ wandte sich der Graf an den ihn umstehenden Kreis, „haben Sie Wilhelm Jensen's herrlichen Roman: ‚In der Fremde‘ gelesen? Niemals noch ist uns Deutschen in so, soll ich sagen: erschütternder Weise gezeigt, wie viehisch oberflächlich unsere Bildung in der höheren Gesellschaft ist. Nebenbei gesagt, ist die niederträchtige Gemeinheit und Herzensrohheit der kleinen Städte vollendet gegeben . . .“

„Als wenn die eben erwähnte Schilderung aus Jensen's Roman: ‚In der Fremde‘ in's wirkliche Leben getreten wäre,“ so unterhielten sich in einer Fensternische die alte Gräfin Nachtthau und die nicht ganz so alte Freifrau von Morgenschnee.

„Denken Sie, liebe Gräfin, was mir gestern begegnen muß. Ich gehe bei der Mehling'schen Buchhandlung vorbei und erblicke im Ladenfenster: ‚Der zerbrochene Krug‘, Lustspiel von Heinrich von Kleist. Ich gehe in die Handlung, um es meiner Tochter zu kaufen. Heute Morgen durchblättere ich das Drama, und finde . . . ja finde

Abscheuligkeiten und Unanständigkeiten darin, daß ich das Buch schleunig verschloß."

„Ach, selbst der Adel also, liebe Baronin! Ist dieser Kleist aus dem Garziner Hause oder von der Schwißbusser Linie?"

„Ich kann es nicht sagen, wo dieser junge Dichter geboren. Ja, selbst der Adel, das mögen Sie wohl sagen . . . Natürlich glaubte ich, daß es ein so harmloses Lustspiel sei, wie wir sie täglich auf unsern Bühnen sehen."

„Es wird Zeit," antwortete die Gräfin, „daß wir endlich in die Zucht wieder hineinkommen . . . Aber wäre der junge Dichter nicht noch zu retten? Ich muß erfahren, wo er wohnt. Vielleicht hat die Familie noch auf ihn Einfluß. O, in welche Zustände sind wir gerathen. Gott helfe, Gott helfe . . ." — — — — — — — — — —

Wagen auf Wagen fuhr vor die Rampe, lud ein, und zog in die Nacht zum Eisenbahnhaltepunkt, zu den Gütern und kleinen Städten der Nachbarschaft.

Auf der Treppe sagte der Graf dem Landrichter Marcussen, daß ihm Detlev Hummelsbüttel

stets an „den Dämon“ von Lermontow erinnere. „Haben Sie ihn gelesen, Herr Landrichter?“

„Berndorf Berndorf?“ antwortete dieser. „Ich hatte noch gestern ein Schreiben von ihm. Sie sprechen doch von unserm Rechtsanwalt Berndorf in Kiel? Ich wußte nicht, daß der Bücher schreibt.“

„Nein, ich meinte Lermontow.“

„Kenne ich nicht, Herr Graf, kenne ich nicht.“

Nun fährt der letzte Wagen vor, und der dicke, dumme Baron Schwynkuhlen, sehr betrunken, wird hineingehoben. Er lallt von den bevorstehenden Wahlen . . . seine letzten Worte sind: „Na . . . aber der kleine Justizrath . . . wird der aber Morgen . . . einen Brummschädel . . . haben.“

Wagenschlag zu. Ab . . . und bald ist Todtenstille in Hof und Schloß.

Nur Heilwig saß noch auf in ihrem Ankleidezimmer. Sie hatte einen langen weißseidenen Schlafrock angethan. Die Zofe war entlassen. Sie saß und grübelte. Leicht schrak sie empor, als plötzlich Breide vor ihr stand.

„Ich habe richtig vermuthet, Heilwig, daß Du noch nicht zur Ruhe gegangen. Weißt Du, daß

es zwischen drei und vier Uhr ist? Die Vögel recken schon die Federn, die Beinchen, die Köpfchen und überall schon klingt und zirpt und flötet und gluckst und schluchzt es . . . Darf ich die Fensterläden öffnen? Ist es Dir genehm? Wir haben den denkbar schönsten Frühlingsmorgen . . ."

Die Baronin nickte leicht, und der Rittmeister ließ die klare, frische Luft herein. Die Lampe erlosch.

Nun sprachen die Ehegatten über die Gesellschaft. Und Alles das wurde in Kürze gegenseitig erzählt, was an den Gästen, an kleinen Geschehnissen während des Abends aufgefallen war und sich ereignet hatte. Beide spürten keine Müdigkeit.

Was hältst Du von Detlev, Heilwig?"

„Ich war erstaunt," erwiderte Frau von Hummelsbüttel, „ihn plötzlich als Sänger zu entdecken. Jedem andern hätt' ich das eher zugetraut. Er hat ja eine wundervolle Stimme. Wie ist es möglich, daß die bei allen seinen Abenteuern sich erhalten haben kann?"

„Störte Dich nicht seine Narbe beim Singen?"

„Keineswegs. Wir brauchen ihn ja auch nicht am Flügel anzusehen."

„Aber ich sah Dich doch vom Garten, wo ich einige Minuten Luft schöpfte, recht sehr in sein Gesicht vertiefen.“

Heilwig lachte. Es war ein reizendes, silberhellklingendes Lachen. Zwei Reihen kleiner, dicht an dicht stehender wagrechter Zähne wurden sichtbar. Der vierte in der obern Reihe, links, war ein ganz klein wenig abgestoßen.

Auch Breide lachte. Dann aber, ernst werdend, sprach er seiner Frau die Abneigung, die fast unerklärliche Abneigung aus, die er von jeher gegen Detlev empfunden. „Er ist mir als ein altes Weib immer erschienen. Ich kann mir nicht helfen. Und doch, wenn Du Dir seinen dunkelbraunen Vollbart auf die Brust verlängert denkst, und diesen in fünf, sechs kleinen Flechten, so hast Du kein altes Weib, sondern einen altassyrischen König vor Dir . . . Ich mag ihn nicht; ich hasse ihn. Und auch er, glaub' ich, ist mir nicht ganz gewogen.“

„Das versteh' ich nicht,“ erwiderte scherzend die Baronin. „Zum mindesten find' ich ihn interessant.“

„Ich störe Dich, Heilwig, und wir wollen uns zur Ruhe begeben. Ich war eigentlich gekommen,

um Dir . . . um Dir etwas . . . zu erzählen . . . Dich um etwas zu bitten . . . Aber nun hab' ich alle Stimmung verloren . . . Gute Nacht, mein süßes, liebes Weib. Wir wollen so wie Liebesleute von nun an leben, wie zu unserer ersten Zeit. Du bist es doch, nur Du allein . . . Morgen also sag' ich Dir mein . . . kleines . . . Geheimniß."

„Nein, nein, jetzt, Breide, jetzt. Du bist so aufmerksam, so gut heut' Morgen. Ich habe alle Müdigkeit verloren. Sprich Dich aus, ich bitte Dich; Du ahnst es nicht, wie froh mein Herz klopft. Laß kein Geheimniß zwischen uns sein . . . nicht das schwerste, nicht das kleinste . . . O, Alles, Alles wird ja gut . . ."

Die Morgensonne küßte das dunkle Haar der Baronin. Ein Hänfling sandte seine süßen Lieder aus dem Garten. Heiliger Frieden allüberall.

Und wie ein Sünder, ein tief bereuender, kniete Breide vor seiner Frau, und sah zu ihr empor. Ihre Hände glitten sanft über seine Stirn.

Oeffne mir Dein Herz, Breide — und vergeben hab' ich Dir schon jetzt.

Und als sie ihm tief in die braunen halb im Schlaf, halb im Leben stehenden Augen blickte,

fiel es ihr auf, daß sie ihn niemals so gesehen: In seinen Augen, das entdeckte sie nun plötzlich, lag eine Welt, die sie bisher nicht gekannt hatte. Das ganze Gemüth ihres Mannes wurde ihr mit einem Mal klar. Er war anders geartet wie seine Umgebung. Das sah sie nun erst. Aber der ab und zu auftretende Zug bei ihm zur Rohheit. Da fiel ihr seine Aeltermutter, die Leibeigne ein . . . Vererbung . . . Geistige und körperliche . . . Plötzlich zeigt sie sich wieder, vielleicht hat sie zwanzig, dreißig Geschlechtsfolgen übersprungen . . .

Und Heilwig blickte ihrem Manne in die Augen und sie beschloß, sich alle Mühe zu geben, ihn zu verstehen, ihn an sich heranzuziehen: dann mußte alles noch sich zum Guten wenden . . .

Breide hatte die Stirn auf ihre Kniee gelegt. Die Baronin lehnte das Haupt zurück. Des Rittmeisters Stimme klang wie ein gleichmäßiger ruhiger Tropfenfall, wie das leise Rauschen eines schwachen Brünnleins in einsamer Grotte. Wie dem Seelsorger in der Ohrenbeichte, so sprach er zu Heilwig.

„In den ersten Jahren unserer Ehe wurde ich über die Maßen erschreckt durch Deine Heftigkeitsanfälle. Sie verwirrten mir fast die Sinne. Du

weißt, daß ich auf Tage, auf Wochen floh. Ich war dann gewöhnlich in Berlin bei Freunden. Hier — das gleichmäßig rauschende Brunnengeplätscher hörte einige Sekunden auf — hier machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, die mir durch ihr hingebendes, sanftes, stilles Wesen . . . wohlthat gegenüber Deinen furchtbaren Wuthausbrüchen . . ."

Das Brünnlein verstummte.

„Rede weiter, Breide, rede weiter," klang die Stimme Heilwig's wie aus einem Gewölbe.

Und durch die Erzählung Breide's klang das süße Kindergeplauder des Hänflings.

„Dieses stille, sanfte Mädchen," fuhr der Baron fort, „legte mir ein Söhnchen in die Arme . . ."

„Wann," sprach eine rauhe Stimme ruhig, die Stimme Heilwig's.

„Vor fünf Jahren."

Und in fliegender Hast, den Kopf vorgebeugt, die Augen weit auf Breide geöffnet, dessen Stirn noch immer auf ihren Knieen lag, fragte sie: „Im selben Jahr, als unser kleiner Kai geboren wurde?"

„Ja, Heilwig."

Und sie sank wieder zurück, und es war wie zuvor. Kalt, langsam, ruhig bat sie:

„Rede weiter, Breide, rede weiter.“

„Die Mutter starb bei der Geburt des Knaben.“

„Und Dein Sohn?“

„Lebt . . . Nimm ihn auf; wir haben keine Kinder; laß ihn auch Dein Sohn sein . . .“

Es war einen Augenblick so still . . .

Als endlich Breide zu seiner Frau emporschaute, erkannte er ihr Gesicht nicht mehr. Als wär' es mit dickem weißen Puder, mit einem zarten Mehlteig überzogen. Die Augen lagen völlig geschlossen.

Der Rittmeister sprang in die Höhe. Kannte er . . . wußte er, was kommen würde? . . .

Dann drang ein einziger gellender Schrei aus dem Zimmer in den Garten hinaus, daß die Vögel innehielten . . .

Und vor Breide, am Fußboden ausgestreckt, lag sein zuckendes Weib. Sie redete irre; auf den weißen Lippen stand Schaum.

Breide wußte, wie ungefährlich dieser Zustand war; aber er erregte jedes Mal sein äußerstes Grauen und Entsetzen. Ihr ein Kissen unter's

Haupt schiebend, riß er an der Klingel, und übergab der bald darauf eintretenden alten Dora, der langjährigen Schaffnerin im Schlosse, die Kranke . . . Diese kannte die Mittel zur Erholung, und wußte die Baronin in liebevollster Sorgfalt zu behandeln.

Breide aber stürzte auf sein Zimmer, und sich anklagend, daß er wieder rauh und roh mit der Sprache herausgekommen sei, daß er die Baronin auf den Tod gekränkt, daß er nimmer wisse, in das Frauenherz zu schauen, warf er sich in einen Stuhl, und schluchzte: „Mein Weib, mein Weib".

4.

Es war am andern Tage die Zeit, daß gerade die Dämmerung einsetzen wollte. Auf dem kleinen Eisenbahnhaltepunkt Langstedt ging das tägliche Leben, ohne Unterschied, seinen Weg. Nur daß heute vielleicht auffiel, daß sich zuweilen Gruppen, namentlich von alten Weibern, bildeten, in denen lebhaft hin und her gesprochen wurde. Sonst war der alltägliche Gang: Schweine, Schafe, Rindvieh wurden mit großem Geschrei in die auf Nebengleise geschobenen Wagen hineingepfercht zum Versandt. Die Wochenwagen kamen von den benachbarten Landstädtchen. Kofferträger und Fuhrleute gingen mit Frachtbriefen ein und aus in den Expeditionszimmern. An den an den Wänden hängenden Fahrplänen stand hin und wieder ein

mit dem Zug Wollender und ging mit dem Finger die Zahlen hinunter, bis er die richtige Stelle gefunden. Klingklang — dann näher: klingklang — dann auf der Station: klingklang — dann entfernter: klingklang. Nun brauste ein Schnellzug durch. Die Coupee's erster und zweiter Classe waren meistens verhangen mit grün- oder roth-seidenen Vorhängen in den verschossensten Farben: die Insassen schliefen: sie waren auf der Durchfahrt von London, Paris, Wien, Berlin nach Kopenhagen und Stockholm. Und wieder klingklang; der Abläuter ging an die Glocke und gab durch dreimaliges Anschlagen das Zeichen, daß der fällige Sieben Uhr drei Minutenzug nach Süden herannahe. An die Schienen brachten die Kofferträger Gepäck. Aus dem Postgebäudelchen wurde der gelbe Karren herausgefahren durch den Packetbesorger. Der Stationsvorsteher mit der rothen Mütze erschien. Ein Handlungsreisender, der die umliegenden Ortschaften besucht hatte, ging wartend auf und ab. Er freute sich augenscheinlich, daß er noch heute Abend in Hamburg ein Stündchen in das Concordiatheater gehen konnte, um die unvergleichlichen Leistungen am Trapez und die

Fahrt am Drahtseil zu bewundern, die, an den Zähnen hängend, die dicke Miß Wanda mit anscheinend spielender Leichtigkeit ausführen würde; dann dachte er noch einen Besuch bei Emma Thiele-Bürgershausen und ihren Sängerinnen zu machen. Ein unendlich alter Jagdhund, der dem Gütermeister gehörte, wackelte vornehm überall herum, wie er es nun schon seit so vielen, vielen Jahren gethan. Die einzelnen braunen Flecken seines Felles waren aber gänzlich weiß punktirt durch seine Methusalemität. Seine Ruthe hatte er vor langer Zeit einmal durch das Darüberwegfahren eines Zuges eingebüßt. Seit jener Stunde ging er nie mehr über die Schienen. Ja, dieser gute Köter hielt sich für den Herrn des Eisenbahnhaltepunktes Langstedt. Mürrisch, mit zuweilen etwas verzogener Schnauze ging er in einer Art von Paßgang durch Vieh und Menschen. Andere Hunde beachtete er nicht mehr; sie waren ihm unter seiner Würde.

An einem Geländer des Viehhofes lag ein gänzlich betrunkener Chausseesteinklopfer. Die Kniee hatte er emporgezogen. Das edle Haupt des Greises ruhte in schiefester Haltung mit offenem

Munde auf seinem Handwerkszeug . . . Und so weiter, und so weiter, wie's eben auf den Anhaltepunkten täglich und stündlich zu beobachten ist.

Neben der Bahnhofsrestauration lag das Wirthshaus „Zur bunten Kuh". Die Schenkstube war stets gefüllt. Vadder und Mudder Hansen besorgten in jeder Weise ihre Gäste zufriedenstellend.

In dieser Kneipe hatte in derselben Stunde Mutter Hansen einen Kreis der Gäste um sich bilden lassen. Das gewöhnliche Gespräch von Schap, Swin und Koh war ausnahmsweise verstummt. Selbst die Skatspieler hatten die Karten niedergelegt, was bei diesem „teutschen" Spiel viel sagen will. Nur das hübsche, etwas launige, „mit das Schnäuzchen ein bisken vorweggige" Schenkmamsellchen Anna hantierte in der Stube umher, wischte die Tischplatten ab, rieb unten die Grog- und Biergläser, und guckte häufiger, als es ihr sonst die Zeit gestattete, aus dem Fenster nach einer Gegend, wo eine Mühle schleswig-holsteinisch-schlafmützig sich drehte. „Mein Liebster ist im Dorf der — Müller" summte sie vor sich hin. Sie hatte ja selbst Alles heute Mittag miterlebt und gesehen, was jetzt Mutter Hansen zum so und

so vielten Male vortrug. Mutter Hansen aber erzählte:

„Ick stunn gerad' in de Husdör. Hinnerk käm vorbi, und ick segg em, he schull de Dirns tom Eten ropen. Wat wär dat för'n fein Werr (Wetter). Ick säch (sah) na de Rinn langs dat Schündach, da wär'n lütte Kattens (Kätzchen) in und spelen dor, und ick segg (sagte) . . . un de lütten Spreen (Staare) mak'n Spicktakel, und kunn ni unner de Dachtegel rin för de Kattens. Ick segg . . . na nu kiek ick man aber's de Weg lang. Wat's dat, segg ick. Is't 'n Fruensminsch? Ick. segg, dor kummt en her, up't Huus to. Mein Gott, ick dach, Du bist doch nich dhun. Ick flög man so an alle Glieder . . . de Baronin ut Wittensee stunn mi gegenöver. Wo säh se ut. Na, ick segg, dat help Allens nix, se is krank. Ick segg to ehr: Fru Baronin, kummen Se man blots herin in min Stuv. Un ganz willi lat se sich rinföhrn. Dor säh ick ehr erst an: wo säh se duch ut. Se harr keen Hot up, harr keen Mantel an. Ick dach mi glick, wat harrn wull de Minschen dacht, de ehr begegnet wärn . . . Und se wär so sachen (still), und segg gar nix, un fall mi um de

Nack. Ick leg ehr up min Bett, un wull gahn, um na Wittensee und na Doctor Köster to schicken. Abers se wull mi ni gahn laten. Na, nu käm de ol Trien ock an, und ick segg: Bliv man'n Ogenbleck hir. Ick kam ficks wedder. As ick nu, ick segg, as ick nu Himmerk ropen wull, Hinrich Clas käm gerad vun de Möhl, ick segg, as ick Himmerk ropen wull, kek ick ut de Dör, da suf't een an up'n blanken Perd. Un dat wär Baron Breide. Na nu, segg ick, fallt de Himmel in. Wat's dor los. Un dor stunn ock all de Baron vör mi, un nu käm dat man all as'n Watermöhl herut: „Haben Sie meine Frau gesehn? Die Leute sagen ... sie ist hier längs gegangen ...' Ja, segg ick, Herr Baron, de Fru Baronin is bi mi. Se is krank, aber's hem Se man keen Angst. Dat treckt sick Allns wedder torecht ... Na, nu föhr ick em in de Stuv, un wull rut gahn ... ick seh man, dat se em mit de Han (Hand) afwunk; se wull em nich spreken. Un he leg up de Knee vor ehr, un ween, und segg man blots: Min Heilwig, min Heilwig ... Un as ick rut wär, un de nischirigen Dirns an de Arbeit jag, da hör' ick man blots noch, dat he ween. Un ick

dach, wa kann dat angahn, wat is dor enmal los ween (gewesen). Un de Lüd stunn all tohopen vör de Döhr un in de Gaststuv . . . Da käm de Tog an vun Alt'na . . . Ick kek dor man ganz in Gedanken hin, de Schrecken wär mi so up't Hart fulln . . . Da steg 'n Dam ut Koupee, gev ehr Saken af . . . Min Gott, segg ick, dat's ja de Fru Fürstin Trauttenberg, dat's ja uns' Wulfhilde, Baron Breide sin Swester . . . Un ick har Allens vergeten — wo harr ick doch de Kraft her — und flög man so up ehr los, und segg ehr: Nu ward jo Allns god, Alles god. De Fru Fürstin frög noch, wat ick seggen wull. Un ick vertell ehr dat, wat ick sehn hev. Da wär se'n Ogenbleck ganz still, — und so as se ümmer is —, lat se sick vun mi hinföhrn . . . Und wat wär dat för'n Freid, as de Baron ehr säh: Es giebt einen Gott, röp he ut, sonst stündest Du nicht bei mir in diesem Augenblick. De Fru Fürstin wär' nu, as se ümmer is, ganz ruhi; se segg kum'n Wort; hol de Baronin an de Hann, kick ehr sachen in den Ogen . . . Na, ick much ni mehr in de Stuv ween . . . In uns' grote Chaise sünd se denn ock wedder na Wittensee torüch föhr'n . . . De Baron, as se af-

föhrn wulln, he drog de Baronin sülben in'n Wagen, wär' noch gau (schnell) mal in de Schenkstuv, und drink sik'n Seidel Beer, un seggt to alle Lüd: ‚Ach, seggt he, min Fru is so krank; wat hev ick mi verfährt (erschrocken); abers dat treckt sich Allens wedder torecht.‘ ‚Wolltest Du nicht einsteigen, lieber Breide?‘ röp dor de Fru Fürstin.“

Zur selben Stunde ging in seinem Arbeitszimmer auf Bredenfleth Henning, schneller als er es gewohnt war, hin und her. Er schien tief empört zu sein. Zuweilen schlug er die Bibel auf und las minutenlang in ihr. Lesage trat ein und meldete: „Herr Pastor Tröster.“ „Ich bitte.“ Und gleich darauf trat der sanfte, ernst blickende kleine Prediger durch die Thür.

Henning empfing ihn beinahe unterwürfig: „Ich habe Sie bitten lassen, Herr Pastor, in einer Angelegenheit, die mich seit heute Mittag unausgesetzt beschäftigt. Sie sollen mir rathen und helfen, mein Beistand sein, womöglich selbst eingreifen. Sie wissen, um was es sich handelt?“

„Ich vermuthe, Herr Graf . . .“

„Ja, um den Scandal handelt es sich, der durch das unwürdige Benehmen meines Vetters Breide verursacht ist . . . Heut' Morgen erst höre ich das Abenteuer, um mich sehr, sehr milde auszudrücken, von Schierhagen, und heute Mittag bringt mir der alte Kramer, der zufällig auf der Station war, die Nachricht von dem Unerhörten, das sich in Langstedt zugetragen hat. Ich bitte Sie, die Baronin, baarhaupt, mit zerrissenen Kleidern, wie wahnsinnig redend, geht, nein, läuft von Wittensee zur Station. Welch' unerhörte Dinge müssen auf dem Schloß vorgefallen sein. Wenn ich gestern eine Ahnung gehabt hätte . . . O, es ist unwürdig . . .“ Und heftiger, rascher redend fuhr er fort: „Ich bitte Sie, Herr Pastor, nächsten Sonntag von der Kanzel herab öffentlich, mit Namensnennung, die Schande meines Vetters zu brandmarken. Wittensee gehört zu Ihrem Sprengel.“

„In Familienangelegenheiten kann ich mich nicht eindrängen, Herr Graf, und außerdem würde ich mich nicht herbeilassen, auch wenn mir höheren Ortes der Befehl zuginge, Rügen dieser Art in meiner Kirche während der Predigt auszusprechen.“

„Ich nehme die Schande meiner Familie auf mich . . . Aber gut, gut . . . wenn Sie nicht den Muth haben . . .“

„Den Muth haben, Herr Graf, den Muth haben?“

„Ich denke, Sie, als Göttes Mann, haben keinen Unterschied zu machen zwischen Vornehm und Gering oder Reich und Arm.“

„Das habe ich sicher nicht . . . Aber in diese Sache mische ich mich nicht; es sei denn, daß ich von Wittensee gerufen werde. Dann will ich freudig das Wort der Liebe meines Herrn und Heilandes verkünden und meinen Gott bitten, daß er mir Kraft geben möge, das Rechte zu finden und zu sagen. So lange aber eine Aufforderung von den Betheiligten nicht an mich gelangt, werde ich jeden Schritt unterlassen, der . . .“

„Dann werd' ich selbst nach Wittensee fahren.“

Am andern Morgen um zehn Uhr stand Henning vor seinem Vetter Breide in Schloß Wittensee.

„. . . und welcher Grund, wenn ich fragen darf, Henning, führt Dich zu mir . . . was verschafft mir die Ehre eines so frühen Besuches?“

„Ich kam um Deinetwegen, Breide.“

„Du bist sehr gütig, was denn ist es . . .“

„Die scandalösen Auftritte hier und in Schierhagen, die gestern und in den letzten Tagen . . .“

„Ich muß Dich bitten, Henning . . .“

„. . . die gestern und in den letzten Tagen stattgefunden haben . . .“

„. . . die jedenfalls doch Dich nichts angehen . . .!“

„Und wenn sie mich nichts angingen, wenn nicht unsere Familienehre dadurch auf's Aeußerste verletzt wäre . . .“

„Ich muß Dich bitten, Henning . . .“

„. . . so stehe ich hier im Namen Gottes, der Dir befiehlt, von solchen Schändlichkeiten abzustehn . . .“

„Bist Du von Sinnen?“

„Im Namen Gottes und unseres Herrn Jesu Christi . . .“

„Halt nun, Henning. Ich hab' genug. Hast Du Weiteres mir nicht auszurichten, als die Befehle Gottes, dann bitte ich Dich, es genug sein zu lassen. Ich bin nicht in der Laune, weißt Du, Kindereien . . .“

„Der Zorn des Herrn wird Dich treffen.“

Und plötzlich, in etwas gemäßigtem Tone, fuhr Henning fort:

„Es ist ja nirgends ein Geheimniß, daß Du stark verschuldet bist, daß Du Wittensee nicht länger halten kannst . . .“

„Was soll's?“

„Ich will es Dir abkaufen.“

„Nimmermehr!“ rief Breide stolz.

„Ich will auch Deine Schulden bezahlen, wenn Du mir versprichst, außer Landes . . .“

„Eher an den Schandpfahl, als einen Pfennig je von Dir. Hast Du nicht genug an Deiner Grafenkrone, die mir gehört? an Deinem Fideicommiß, das mir zusteht? an Bredenfleth, auf dem i ch Erbherr bin?“

„Hurensohn!“ rief höhnisch, überlaut Henning, und von allen Wänden klang das Echo: Hurensohn, Hurensohn . . .

Wie von furchtbarem Schwindel ergriffen, tastete Breide mit den Armen in der Luft. Dann schwankte er und fiel, die Hände vor's Gesicht schlagend, in einem Stuhl zusammen . . .

Henning aber war an die Thür zurückgetreten und sagte in kaltem, hartem, nicht lautem Ton:

„Das Schandblut einer Leibeigenen tobt in Dir und zwang Dich zu dem Leben, das Du führtest von jeher, daß Du abwichst von adliger Zucht und Ehre . . . Die einzige Eigenschaft, die ich an Dir schätze, Deine große Wahrheitsliebe, die ich mit Dir gemeinsam habe, sie wird mir Recht geben, wenn ich Dir sage, daß ich von dieser Stunde an kein Mittel und keine Wege scheuen werde, um durch neuangestrengten Proceß, und wäre es länger her als tausend Jahre, Wittensee in meinen Besitz zu erlangen. Du hast Dich selbst entehrt, unsern Stamm, Du hast Schande auf Dich gebracht und Dein gequältes Weib."

Im nächsten Augenblick war Henning verschwunden.

In einer andern Thür des Zimmers, die Worte Henning's gehört habend, von diesem nicht gesehen, stand Heilwig. Sie schritt langsam, wie feierlich, auf Breide zu, der sie nicht bemerkte. Bei ihm angekommen, neigte sich die ahnenstolze, hochmüthige, das „Volk" nie berührende Frau

zu ihrem Gatten, und in liebevollstem Tone, Alles vergessend, flüsterte sie ihm zu: „Verläßt die Welt Dich, bleibt Dir Dein Weib und geht mit Dir, wohin Dein Schritt.“

Breide aber, verwirrt aufschauend, schlang um ihren Nacken seine Arme, lehnte sich an ihre Brust und rief schluchzend: „Heilwig, Heilwig, vergieb!“

5.

Noch immer war es Frühling, noch immer schwammen die Tandaradaitage, wie sie Herr Walther von der Vogelweide nennt. Noch sangen die Vögel, noch kettete der Frühling nicht ganz in den Sommer hinein.

Es war ein schöner, wolkenloser Junimorgen.

In der Mitte des Parkes von Wittenmoor lag ein einsamer Platz, eine breite marmorne Rundbank umzog ihn. Inmitten dieser grünte ein schöner englischer Rasen, in dem eine große längliche Malachitvase stand. Auf der Rundbank saß die Fürstin Wulfhilde Trauttenberg und las. Unter ihren Füßen, trotz der Wärme des Tages, war ein Pantherfell gebreitet. Wie eine Dogaressa saß sie: Die classische Schönheit ihrer Züge, die

hohe Stirn, die nur edle, kluge Gedanken barg, der jedes schlechte Sinnen unnahbar abgewiesen wurde, beschatteten die Edeltannen hinter ihr. Das Malachitbecken schien die Tränke der Vögel zu sein; es war drollig anzusehen, wie ein Hänfling halb flatternd, halb mit gerade gestreckten Beinchen die glatte Fläche hinabrutschend, sich Wasser holte. Eine Bachstelze eilte mit blitzartiger Geschwindigkeit durch die vom Nachtregen stehengebliebenen Tümpelchen hin und her. Sie kämpfte unverdrossen gegen einen dummen Mückenschwarm. Mit welcher Geschicklichkeit sie die Thierchen fing. Auch Wulfhilde, von ihrem Buche aufsehend, beobachtete sie lächelnd einige Minuten. Dann senkte die Fürstin wieder das Haupt in die Blätter. Sie war vertieft in ein neues Buch, das von ihrer Heimath handelte: „Land und Leute Schleswig-Holstein's."

. . . und noch heute liegt das Ländchen abgeschlossen wie eine Insel. Ein großer grauer Vogel spannt fast unaufhörlich seine Flügel über ihm aus. Selten, daß er der Sonne Platz macht. Durch die ewig düstere Himmelsstimmung sind auch die Bewohner beeinflußt. Den Humor kennen sie nicht. Das

Leben wird von ihnen schwer und ernst genommen. Leichter Sinn ist nicht bei ihnen zu finden, und nun gar den Leichtsinn können sie nimmer begreifen.

Und doch liegt eine tiefe Poesie über der Provinz. Und just deshalb, weil den Leuten dort jede Poesie fehlt, ist sie unbewußt und darum wahr. Der Adel des Landes betheiligt sich des Ausgedehntesten der eben erwähnten Poesielosigkeit. Nirgends in Deutschland hat es eine feudalere Ritterschaft gegeben: Stolz, unendlich eng zusammenhaltend, bis vor zwei Jahrhunderten noch ungebildet wie ihre Leibeigenen, jeder annähernden Sitte und Bildung Hohn sagend, lag ein mächtiger Zauber in dieser, wie über dem ganzen Lande unbewußten Poesie. Das Quinquecento — geschweige der Zeiten Boccacio's und Dante's — das Quinquecento mit seinem köstlichen Hauch südaufwärts machte entsetzt Halt vor Hamburg und Schleswig-Holstein. Hier blies diesem Jahrhundert die unangenehme, mehlsattgefressene Frau Nüchternheit die Backen entgegen.

Die Geschichte des schleswig-holsteinischen Adels zu schreiben, wäre eine dankbare Arbeit, aber sie müßte in den Händen Johannes von Müller's oder Dahlmann's gelegen haben: Gänzlich unabhängig, hielt es hier wie anderswo die Ritterschaft mit der Geistlichkeit, um dieser sofort, wenn sie sich auch nur das Kleinste erlaubte, die Finger zu beklappsen. Der König in Kopenhagen, der Herzog Schleswig-Holstein's war ihre Puppe. Er hatte nicht eine Spur von Macht gegen sie. Ende des 17. Jahrhunderts wurde ihre ungeheure Selbstständigkeit gebrochen.

Ungebildet, roh, aber treu, körperlich und seelisch stark, fest, männlich, trutzten die Junker auf ihren Burgen. Was ging sie die übrige Welt an? Und nun gar Kaiser und Reich? Wann je auch hatten Kaiser und Reich geholfen . . . Und ein erfrischender, köstlicher Zug ist es, zu beobachten, wie der Edelmann zu jeder Zeit eins war mit seinem Ländchen, mit Bürger und Bauer, galt es, der dänischen großen Katze das Fauchen zu

verbitten, und ihr die stets gezeigten Krallen einzuziehen zu rathen.

Freilich, da lag im Westen dieses Liliputlandes der kleine Freistaat Dithmarschen, wo die prächtigen Menschen so lang wie ihre Mühlen und so breit wie ihre Scheunen umherschlakten in ihrem Marschboden. Welch' ein ewiges Geschrei in betreff der Schweiz und ihrer Kämpfe. Wer setzt dann die Feder an zum Lobe dieses kleinen merkwürdigen Erdstreifens. Der alte Neocorus genügt nicht . . . Freilich, freilich, da lag der kleine Freistaat Dithmarschen, den Rittern Holstein's die böse Stechpalme in ihren Buchenwäldern. Da langten sie oft hin, und kitzelten mit ihren Lanzen herum, und jagten ihre elephantenplumpen Hengste an der Grenze umher, und fielen immer wieder ein, und immer wieder ein, und mußten immer wieder heraus, immer wieder heraus. O, wie viel Ritterblut floß in die Dreckgräben, wie viele Ritterknochen lösten sich auf in dem kleinen Dithmarschen . . . Freilich, freilich, da lag noch eine erlauchte Republik im Norden Dithmarschen's: die freien

Friesen. Die freien Friesen aber waren die Todfeinde der freien Dithmarschen — es ist bekanntlich höchst einerlei von jeher gewesen: ob Republik, ob Königthum, einerlei in Bezug auf die ewige Keilerei: Krieg, bis der letzte Mensch ausstirbt —. Und nun ist es fast herzlich anzusehen, wie die freien Friesen (— gab das aber tüchtige Gelegenheit zum Saufen: die Friesen und die Ritter verstanden es —) und die Edelleute sich so gar sehr gern hatten, kam Dithmarschen zur Sprache. Von Norden durch die freien Friesen, von Osten und Süden durch die freien Junker angegriffen, wehrte sich Dithmarschen bis 1559. Da mußt' es endlich auf die Knie. Nur einen Freund hatten sie, den Papst. Und der Papst beschützte sie. Vor dem Gloria in excelsis-, vor dem Gloria Deo per saecula saeculorum-Gesang schüchterten sich selbst die freien Friesen und die freien Ritter in ihrer furchtbaren Abergläubigkeit, in ihrer oceantiefen Unwissenheit zuweilen ein. Der Papst hielt natürlich die Dithmarschen für Meerthiere. Aber er schützte sie.

Die Schleswig-Holsteiner haben von allen Zeiten her kein Gefühl für ihre Geschichte, für Geschriebenes, für Aufzubewahrendes gehabt. Wozu der Plunder. Und deshalb sind die Quellen spärlich. Das ausgezeichnete Herrschergeschlecht der Schauenburger, mit Männern darunter, die an Alexander und Cäsar erinnern, ging 1460 ein. Ist auch hier kaum anderes zu erzählen als von ewigen Zänkereien der einzelnen „Linien", so hob sich diese Hauptmannschaft über dem Lännekèn doch hervor wie Riesen. Dann kamen die Oldenburger. Auch hier nur Gezänk der „Linien" bis fast in's neunzehnte Jahrhundert hinein. Aber was kümmerte das Schleswig-Holstein und seine Ritterschaft. „Wi eddelgepohren, hochansehnliche Man" — Das Uebrige ist alles gleichgültig. Ja, es liegt ein Zauber über den Herzogthümern und über seinem Adel, und zum dritten Mal sei's gesagt: dieser Zauber lag und liegt in der unbewußten Poesie ...

Die Fürstin sah aus dem Buche auf, um über das Gelesene nachzudenken. Sie liebte, wie alle

ihre Landsleute, ihre Heimath mit der ganzen Seele . . .

Es näherte sich ihr ein Diener mit der Frage, ob es Ihrer Durchlaucht genehm sei, Herrn Kramer von Bredenfleth im Garten zu empfangen. Wulfhilde war erfreut, den alten Herrn wieder zu sehen.

Mit weit vorgestreckten Händen eilte sie ihm entgegen: „Mein lieber, lieber Herr Kramer. Wie am Abend einer schweren Schlacht, die für uns schon verloren scheint, kommen Sie mit der Hilfsarmee.“

Der alte Herr küßte, als sei er der erste Cavalier Europa's, in vornehmster Verbeugung die Hand der schönen Frau.

„Ich bin,“ begann er, „vom Herrn Grafen abgesandt, um noch einmal zu versuchen, auf gütlichem Wege eine Einigung zu erreichen. Ich bat den Herrn Grafen, der Frau Fürstin zuerst die Sache vorlegen zu dürfen, ehe ich dem Herrn Baron die Wünsche des Herrn Grafen vortrüge. Und Euer Durchlaucht sind geneigt, mich anzuhören?“

„O, wie gerne, lieber Kramer. Kommen Sie, nehmen Sie Platz neben mir. Wir sind unbelauscht.“

Beide hatten sich auf die Bank gesetzt, und Herr Kramer fing an zu reden:

„Die traurigen Ereignisse der letzten Tage, wie, unbegreiflicher Weise, auch die letzte Scene zwischen Euer Durchlaucht Herrn Bruder und dem Herrn Grafen auf Wittensee sind überall bekannt geworden . . .“

Die Fürstin fiel ihm in die Rede: „Es ist Ihnen bekannt, daß mein Vetter Detlev schon nach einigen Stunden nach dem letzten Geschehniß auf Wittensee angerast kam, um die schrecklichen Worte Henning's zurückzunehmen?“

„Gewiß, gnädigste Frau Fürstin.“

„Nun dann bitte ich weiter zu sprechen.“

„Der Herr Graf schicken mich an die Frau Fürstin und an den Herrn Baron mit folgendem Auftrag:

Der Herr Graf schlägt noch einmal vor: Er wolle Wittensee kaufen mit der Verpflichtung, sämmtliche Verbindlichkeiten des Herrn Baron's zu begleichen. Er stelle dann nur die einzige Bedingung, daß der Herr Baron die Provinz bis zu seinem Tode nicht mehr betrete . . .“

Herr Kramer schwieg. Die Fürstin, die ernst vor sich hin gesehen hatte, hob die klugen Augen. Und was Alles lag in ihrem Blick: Güte und Herz, feste Willensmeinung, klares Denken. Sie antwortete:

„Ich glaube, lieber Kramer, daß ich ungesäumt die Antwort meines Bruders geben kann: Es ist erwiesen, daß mein Vater nach Jahresfrist seiner, wie Ihnen bekannt, zweitmaligen Trauung, und nachdem vor dieser Trauung die Ehescheidung von seiner ersten Frau zur That geworden war, geboren ist. Es kann also unter allen Umständen nicht die Rede davon sein, daß mein Vater als außer der Ehe (geboren) zu betrachten war und ist. Wenn traurige, ganz außergewöhnliche Verhältnisse in früheren Zeiten die Ehe zwischen einem Edelmann und einer Leibeigenen nicht als vollgültig galten, so kann das unmöglich noch jetzt, nach fast hundert Jahren, als zu Recht bestehend angesehen werden."

„Und doch, wenn ich mir erlauben darf, die Frau Fürstin zu unterbrechen, und doch gerade diesen Punkt würden der Herr Graf hervorheben, und bis zur höchsten Spitze der Gerichte weiter=

führen, wenn der Herr Baron sich weigern sollte, auf seine Vorschläge einzugehen."

Ueber das schöne Gesicht der Fürstin glitt ein Lächeln so rasch, wie der Schatten eines in der Sonne fliegenden Vogels haftet. Sie antwortete: „Lieber Kramer, mein Vetter Henning würde sich dem Spotte Deutschland's aussetzen, wenn er wirklich dies Ziel als Schlußdrohung im Auge hätte und es zur That machen wollte ... Sie, der Sie unsere Verhältnisse kennen, wie wir selbst, wissen, daß die geldlichen Verpflichtungen meines Bruders außergewöhnliche sind. Durch sein, ich will ein strenges Wort sagen, unverantwortliches Wirthschaften mit seinen Hilfsquellen, durch seine alles übersteigende leichtsinnige Gutmüthigkeit, durch den gänzlichen Mangel des Werthkennens des Geldes, hat mein Bruder sich dermaßen herabgewirthschaftet, daß Alles verloren scheint, wenn nicht baldigste Regelung erfolgt. Mein Mann und die Familie des Fürsten (— ich spreche zu Ihnen wie zum vertrautesten Freunde —) sind nicht in der Lage. Nur die reichen Mittel meines Vetters Henning wären hierzu im Stande ..."

Die Fürstin schwieg einen Augenblick, dann sprach sie weiter:

„Aber nimmermehr wird mein Bruder auf die Bedingungen meines Vetters Henning eingehen. Und sollte der Graf wirklich den Wahnsinn auf die Spitze treiben, und einen Scandalproceß in die Wege leiten, nun denn: Er mag es thun: Wir Alle dann: Mein Bruder sowie meine Schwägerin, mein Mann und ich, werden vor den Schranken erscheinen und unser Recht vertheidigen, bis wir unterliegen. Ganz Deutschland wird auf unserer Seite stehen. Und auch, welcher Rechtsbeistand würde sich meinem Vetter anbieten . . .“

„Justizrath Möllwind, gnädigste Frau Fürstin.“

„Justizrath Möllwind? Nun ja . . .“ erwiderte die Gräfin gedehnt, „. . . Nun ja, er bringt vieles fertig. Er hat ja sogar behauptet, daß er einen Pinsel, leicht in einer Menschenhand zu halten, erfinden könnte, mit dem er den ganzen Himmel grün anstreichen würde, käm' es darauf ihm an, oder wie der Unsinn lautete.“

Wulfhilde schwieg.

Der alte Kramer nahm noch einmal das Wort: „Gestatten Euer Durchlaucht, daß ich ein Letztes

hervorheben darf: Es wird ja gar nicht zu einem Proceß kommen, weil Wittensee (— Frau Fürstin haben mir gestattet, offen zu sprechen —) in kurzer Zeit verkauft werden muß, durch die zu Tage liegenden Geldverhältnisse des Herrn Barons. Es würde also kein Mensch den Herrn Grafen hindern können, das Gut, durch höchstes Aufgebot, zu kaufen. Dann freilich könnte der Herr Graf den Herrn Baron nicht hindern, in Schleswig-Holstein zu bleiben . . ."

Beide schwiegen wieder. Dann sprach die Fürstin:

„Ein Schlußwort, lieber Kramer: Wir also, mein Bruder und ich, würden am Ende doch noch Mittel und Wege finden, Wittensee zu halten . . . Nur das noch: Aus welchem Grunde will mein Vetter Henning durchaus Wittensee in seinen Besitz nehmen; weshalb wünscht er, daß Baron Breide auf immer die Provinz meiden soll? Ich sehe darin nicht klar. Oder doch? Ist es seine Herrschsucht? . . . Oder ist es? . . ."

Die Fürstin sprach den Satz nicht aus.

„Darauf vermag der Frau Fürstin ich eine Antwort nicht zu geben," antwortete mit feinem Takt der alte Freund des Hauses Hummelsbüttel.

Um die Lippen Wulfhilde's huschte wieder ein schnelles Lächeln. Dann sagte sie im andern Tone:

„Wenn Alles erledigt ist, und gebe es Gott, zu gutem Ende gekommen, dann würde ich, falls es Ihre achtzig Jahre und mein Vetter erlauben, Sie bitten, lieber Kramer, mich auf wenige Tage nach Berlin zu begleiten. Es wäre möglich, daß ich dort etwas — keine Geldangelegenheit — zu ordnen hätte, bei dem ich der bewährten Hilfe unseres lieben Kramer's, gehört er auch in diesem Augenblick in's feindliche Lager, sehr benöthigt sein könnte."

Der Greis beugte sein Haupt: „Ich stehe der Frau Fürstin zu Befehl."

Sie erhoben sich. Wulfhilde reichte dem Alten die Hand, die dieser wieder, als sei er der erste Cavalier Europa's, küßte.

„Und nun," sagte die Fürstin zum Schluß, „empfehlen Sie mich dem Grafen. Meine Antwort kennen Sie. Sie ist auch die meines Bruders. Was die nächsten Tage bringen werden, wir wissen es nicht. Wir Menschen wirbeln wie ein Blättchen im Sturm des Schicksals. Ueber

dem Sturm aber stehen die ruhigen Sterne, und über ihnen der allmächtige Gott."

* * *

Während sich die Fürstin und Herr Kramer mit wichtigen Gesprächen beschäftigten, ritt Detlev Hummelsbüttel durch die großen Waldungeu seines Bruders. Einmal, bei einer Waldwiese, die hell und grell in der Sonne zwischen schwarzen Buchenschatten lag, hielt er sein Pferd an. Und zu den dämonischen finsteren Zügen stand es wie ein schroffer Gegensatz, als er mit seiner herrlichen Stimme laut über die Holzblöße das reizende fröhliche Lied Robert Schumann's sang:

> Wenn ich früh in den Garten geh'
> In meinem blauen Hute,
> Ist mein erster Gedanke,
> Was jetzt mein Liebster thut . . .

Dann verfiel er in Nachdenken; die Brauen senkten sich; die Stirn zog Falten, und das stiere Auge haftete, rechts fort von seinem Pferde, auf einer Glockenblume. Und seine Gedanken sprach er vor sich hin: „Ich bin ruhig und vernünftig geworden. Ich will glücklich werden, ich w i l l . . ."

Und immer gerader, abwesender starrte er auf die Glockenblume, es nicht bemerkend, wie sein Dunkelbrauner grüne Zweige und Blätter abriß. Und wieder sprach er leise vor sich hin: „Breide muß fort; ich helfe meinem Bruder mit allen Mitteln, daß er Schleswig-Holstein verlassen muß . . . Dann erkläre ich Henning für wahnsinnig, völlig durch religiöse Ueberspanntheiten wahnsinnig geworden . . . Ich nehme dann die Güter in Besitz, und — heirathe Heilwig . . .“

Und immer finsterer starrte er auf die Glockenblume: „Wie ich von jeher Breide gehaßt habe. Sein unstätes, unruhiges Wesen ist mir in den Tod zuwider. Sein schönes Weib peinigt er.“

Und sich wie ein Tartarenfürst, der zum Angriff seinen Leuten ruft, in den Sattel zurückbiegend, sang er mit lauter, sturmbewegter Stimme das wundervolle Heine-Schumann'sche Lied:

Entflieh' mit mir und sei mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus . . .

und dann den Gaul mit einer scharfen Zügelbewegung aus der Ruhe herausreißend, stürmte er auf dem schmalen Waldwege fort, daß ihm

Kniee und Schläfen oft haarscharf an den Stämmen vorbeiflogen . . .

Er hatte die Gangart seines Pferdes zur gemäßigten gezwungen. Aber die Nüstern zogen sich zusammen und weiteten sich noch immer in rascher Aufeinanderfolge, die Flanken schlugen. Und nun ritt er im Schritt durch einen Redder (mit dichten Kniks besetzten engen Feldweg). Heckthor auf Heckthor folgte in gewisser Entfernung auf einander. Alle führten zu Koppeln und Wiesen. Detlev sah nicht rechts und links, nur immer grad' aus, grad' aus, als schaut' er in ein Wunderland. Da, plötzlich, war er genöthigt, sein Haupt zu wenden. Ueber ein Heck gelehnt, in blaue Ferne blickend, stand Heilwig. Sie hatte, durch den Sandweg, den Reiter nicht gehört. Nun vernahm sie den Schall des Hufes, und kehrte die Stirn ihm zu. Als hätte ihn ein unsichtbarer Gott oder Teufel aus den Bügeln zur Erde gerissen, stand er neben ihr, und nicht drei Herzschläge länger: und er kniete zu ihren Füßen, ihre Hände, die ihm die Ueberraschte willenlos ließ, mit heißen Küssen bedeckend.

Die Baronin, wie erwachend, trat entsetzt zurück. Detlev aber, ihre Hände nicht freigebend, flüsterte

in sich übertaumelnden Worten: „Dreimal erst sahen wir uns, und nimmermehr kann ich von Dir lassen. Was willst Du mit einem Manne wie Breide? Er liebt Dich nicht; er zieht Dich nicht an sein Herz; hinter Deinem Rücken läuft er den Dirnen nach . . .“

„Detlev,“ rief Frau von Hummelsbüttel, sich von ihm gewaltsam losreißend, „Du sprichst im Wahnsinn. Laß mich, laß mich . . .“

Er aber riß die ohnmächtig Gewordene an sich und überschüttete ihr Augen, Mund und Haar mit seinen Küssen . . . Dann, wie ein Verbrecher nach der That, fiel er ihr zu Füßen, und ihr flehend in die Augen, die sich, wie verwirrt wieder geöffnet hatten, schauend, bat er demüthig um Verzeihung . . . Heilwig, ihm kein Wort gebend, alle ihre Kraft zusammennehmend, schwankte nach dem Schlosse . . .

* * *

Wo giebt es ein Weibesherz auf Erden, das nicht tagelang nachher in tausend und aber tausend Schwingungen erzitterte, dem auf einsamem Wege eine stürmische Liebeserklärung gemacht worden ist?

Und auch die reinste und keuscheste — und unsre deutschen Frauen sind es — wird das Geheimniß in den meisten Fällen, aus welchen Gründen immer, in sich verschließen.

Heilwig, in ihre Zimmer tretend, fand Wulfhilde und Breide. Die Fürstin hatte ihrem Bruder eben ihre Begegnung im Parke erzählt. Breide hatte sich vollständig mit ihrer Antwort einverstanden erklärt. Die erregten Geschwister, die abwechselnd Heilwig Erklärungen gaben, bemerkten in ihrer Bewegung das blasse Gesicht Heilwig's nicht.

Später, nach dem Frühstück, saßen die Ehegatten allein im großen Ecksaal. Heilwig, die durch Breide's mannhafte Worte: daß er kämpfen wolle bis zum Schluß für sein Weib und sich und sein gutes Recht, erstaunt war, war im Begriff ihm ihr Abenteuer im Robber zu sagen. Aber sie besann sich, als Breide aufstand, um auszureiten. Ihr fielen die Worte Detlev's ein: Hinter Deinem Rücken läuft er den Dirnen nach.

Als der Baron gegangen, schlug sie die Hände vor die Augen. Was in ihr vorging, konnte in ihrem durch die Hände verschleierten Antlitz nicht beobachtet werden. Zuweilen zitterte wie in einer

Wellenbewegung ihr ganzer Körper. Als sie endlich das Gesicht freigab, war es ruhig und sanft, und mit fester Stimme sprach sie: „Mein Platz bleibt bei Dir, Breide. Du stehst in so furchtbarem Kampfe. Und wenn Alles durchgemacht ist, dann wirst Du mir zu Füßen fallen, und ich werde Dir die tapfere Stirn küssen, und ewig, ewig wirst Du mir danken."

6.

Der kleine Graf Heesten saß auf seinem Gute Heidrehm in seiner Bücherei und las den Schluß von Theodor Storm's Novelle: Ein Fest auf Haderslevhuus. Graf Heesten war vor einigen Jahren von einem die Güter der Provinz besuchenden Prinzen „Das Wunder der Herzogthümer“ getauft. Der Prinz hatte nämlich später seinen Freunden gesagt, daß er bei allen Gutsbesitzern dieses kleinen weltabgelegenen Ländchens nicht andere Gespräche gehört und gepflogen hätte, als über Ochsenzucht, Parteipolitik und Butterpreise.

Nur Graf Heesten sei ihm aufgefallen. Der habe wenigstens gewußt, daß die Dichter Hebbel, Storm, Klaus Groth, Johann Mayer, Jensen und Heiberg Schleswig-Holsteiner seien, während, wenn er diese Namen auf den übrigen Schlössern und

Gütern genannt habe, eine Ahnung von diesen erlauchten Geistern der Provinz nicht gewesen sei. Der Prinz hatte geendet, daß ja in Deutschland überall ein näheres Eingehen in Bezug auf literarische Dinge nicht zu finden sei, daß aber das Ländchen der rothen Grütze ganz besonders sich der Unwissenheit (und wozu auch der Ballast) in schönwissenschaftlichen Dingen sich zu rühmen habe.

Graf Heesten hatte die obenerwähnte Novelle gelesen, und lag nun, in der Nachwirkung dieser wunderbar feinen Erzählung, mit geschlossenen Augen, zurückgelehnt in seinem Lehnsessel, als ihm der Diener Pastor Tröster meldete.

„Ich bitte.“

Pastor Tröster war dem Grafen ein lieber Freund. In der Wüste seiner Nachbargüter war er ihm der Einzige, mit dem er sich aussprechen konnte auch über andere schöne Sachen als über die Yorkshire-Rasse. Er liebte den jungen frischen Geistlichen. Er schätzte hoch dessen festes Gottvertrauen und hielt es um so heiliger und von ihm unantastbarer, als er selbst ein arger Spötter und Ungläubiger war. Aber er liebte auch den Bredenflether Seelsorger seines fleckenlosen Lebens wegen, wußte er ihm anderer-

seits auch Dank, daß der Pastor ein lustig Wort, eine fröhliche Gesellschaft, ein Lebensfreude gebendes Glas Wein nie und nirgends verachtete. Nicht zum Wenigsten endlich wußte er den Muth der Ueberzeugung, die klugen Augen, das mit den Menschen fühlende Herz hoch zu preisen.

Und auch Herr Tröster hatte sich dem Grafen Heesten eng angeschlossen, hatte in ihm die Eigenschaften verehren gelernt, die einen ganzen Mann zeigen. Daß er den Grafen nicht in seine heilige Kirche, nicht in den Ankergrund seines Glaubens ziehen konnte, hatte ihn in der ersten Zeit tief geschmerzt. Als aber in einem ernsten Gespräch ein für allemal Herr von Heesten den Geistlichen gebeten hatte, von ferneren Ueberzeugungsreden abstehen zu wollen, schwieg von dann an taktvoll der Pastor.

Der Geistliche trat ein. Graf Heesten, der ihm entgegenging, blieb erschrocken stehen: Aber Herr Pastor, was ist geschehen; wie sehen Sie aus. So kenne ich Sie ja gar nicht. Nehmen Sie Platz, ich bitte Sie . . . Hier im Sopha . . . sind Sie krank geworden . . . Kann ich Ihnen helfen . . . Möchten Sie nur ein Wort sagen . . ."

Der junge blonde Seelsorger sah den Grafen mit so trostlosen Augen an, daß dem die Brust springen wollte.

Ich beschwöre Sie, was ist Ihnen, begann ängstlich Herr von Heesten von Neuem. Kann ich Ihnen dienlich sein. Kann mein Freundesarm . . ."

„Er kann es, Herr Graf; er kann und muß mich stützen in diesen Tagen, sonst bin ich dem Tode verfallen."

Aber so erzählen Sie, und was nur irgend in meiner Macht steht, Ihnen nützlich sein zu können, steht Ihnen zu Gebote.

Der Graf hatte sich neben den Prediger gesetzt, seine Hand in die seinige genommen, und hörte, mit stillen Augen, durch die ab und zu ein heiteres, kaum bemerkbares Blitzen zuckte, der Beichte Tröster's zu, der im Grabeston begann:

„Sie wissen, Herr Graf, — wir sprachen kürzlich davon —, wie unangenehm es mir ist, seit einigen Sonntagen die Augen von Lise Arp, der Tochter des Hufners Heinrich Arp, ganz besonders auf mir während der Predigt ruhen zu wissen. Ich erzählte Ihnen nicht, daß ich, bei aller Gebetsübung und Ueberwindungskraft, es nicht ver-

mocht habe, mit unheiligen Gedanken wieder hinabzusehen auf das hübsche Bauermädchen."

Der Pastor hielt inne, und betupfte mit seinem Taschentuch leicht die nasse Stirn.

Der Graf, in ein Gelächter ausbrechen wollend, bezwang sich, und sagte ernster, als ihm diese kleine Geschichte in ihrem Umfang deuchte: „Ja, ich erinnere. Uebrigens Lise Arp ist das reizendste Mädel auf zwanzig Meilen in unserem Umkreise. Nie sah ich kleinere Ohren, ein griechischeres Näschen, zum Küssen einladendere Lippen, als bei ihr. Und dann die kleinen Löckchen auf der Stirn, die sie wahrscheinlich mit einem alten glühend gemachten Pfropfenzieher kräuselt."

Der Pastor fuhr fort: „Sie ist es. Als ich gestern die alte im Sterben liegende Geeschen besucht hatte . . ."

„Will sie endlich abgehen, das alte böse Weib," rief der Graf. „Aber ich weiß, wie liebevoll Sie sie ermahnt, ihr keine Teufelskrallen und Höllenöfen gezeigt haben . . ."

Der Pastor fuhr fort: „Auf dem Rückwege steht die hübsche Lise vor dem Hause ihres Vaters. Nun hatte ich diesem lange schon einen Besuch zu-

gedacht, und, ich hätte mich überwinden sollen, benutze die Gegenwart des Mädchens, sie zu fragen, ob ich ihren Eltern wohl recht käme in diesem Augenblick. Ohne eine Antwort zu geben, geht sie in's Haus. Ich folge ihr. Ihre Eltern, erklärt sie im Zimmer, seien ausgegangen und kämen erst am Abend zurück. Da trat der Versucher an mich heran. Ich nahm, auf des Mädchens Bitte, Platz im Sopha. Sie setzte sich neben mich. Ein ganz merkwürdiges Gefühl übermannte mich völlig. Wir bogen uns zu einander und — küßten uns. Dann aber gab mir Gott die Kraft, aufzuspringen, und ich floh, als wär' ich von Wölfen verfolgt . . ."

Der Graf konnte kaum sein Lachen bemeistern; aber er dachte an die Röthe des jugendlichen Seelsorgers, und sagte ruhig:

„Hoffentlich setzten Sie Ihre Flucht in der Dorfstraße, wie von Wölfen verfolgt, nicht fort."

„Nein, nein, ich besann mich noch . . ."

„Nun, dann ist ja nichts geschehen . . ."

„Die ganze Nacht habe ich mich mit meinem Gott gerungen. Ich wollte durchaus mich tödten, und wenn ich daran dachte, daß ich meine Dorothea — der Pastor war seit seinem ersten Jahr

als Student mit der Tochter seiner Wirthin, Dorothea Schlangenbusch, verlobt — in einigen Monaten heimführen wollte, fass' ich mich wild an die Stirn."

„Ei nun, nichts ist verloren. Nun hören Sie mich, lieber Freund. Zuerst: Es war keine Sünde, die Sie begangen haben. Und wenn die christliche Kirche von jeher auch in gewaltsamer Weise sich eingedrängt hat in die geschlechtlichen Verhältnisse der Menschen, um immer mehr ihre Regierungsgewalt auszudehnen, so denkt doch Gott nicht daran, Sie dafür schwer büßen zu lassen. Muth, lieber Freund! Ruhig nächsten Sonntag auf die Kanzel gestiegen. Die Kleine, wenn sie in der Kirche ist, wird Sie nicht stören. Da denkt sie zu natürlich darin. Daß Sie ihr als keuscher Josef entflohen sind, hat sie Ihnen nur in den ersten Stunden übel genommen. Nun denkt sie nicht mehr daran. Und das Geheimniß, das schreckliche (zum ersten Mal lachte der Graf laut und lustig und gab dem Gebrochenen die Hand), wird mit uns Dreien in's Grab steigen. Im Herbst aber holen Sie Ihre Braut und wir feiern fröhliche Hochzeit. Also fort mit den Scrupeln; keine Be-

denken mehr über Tod und Leben. Sie haben ja nichts Unrechtes gethan. Kopf oben, lieber junger Freund. Sie sind ein viel zu frisches, blutvolles Menschenkind, daß Sie noch weiter darüber nachdenken sollten. Kommt Ihnen wieder der Kampf, drängt es Sie zur kleinen Lise, nun, da weiß ich, finden Sie bessere Stärke und besseren Trost im Gebet als wir Ungläubigen, die wir lediglich auf unsere Vernunft in derlei Fällen angewiesen sind. — Und nun trinken Sie mit mir eine Flasche Milon."

Der Graf klingelte, und bald brachte der Diener den Wein.

Pastor Tröster wäre am liebsten Herrn von Heesten um den Hals gefallen. Klang ihm doch nicht die zornige Stimme seines Gottes in den Ohren. Ein liebes Engelein hatte ihm milde, beruhigende, klare Worte gesagt.

In feiner Weise wußte der Graf das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken. In diesen Tagen, fuhr er fort, las ich unseres Klaus Groth: De Heisterkrog wieder, und ich gestehe Ihnen, daß mir das Gedicht doch zehn Mal besser gefällt als Goethe's Philistergedicht: Hermann und Dorothea.

Wir brauchen das ja keinem Menschen zu sagen. Aber es ist meine ernste Meinung. Freilich, freilich, sprach der Graf schneller, als er merkte, daß Herr Tröster ihm in die Rede fallen wollte, es hat ja seine wundervollen Schönheiten, und es soll und wird auch ein Heiligthum unseres Volkes bleiben, so lange Deutschland lebt . . .

Was haben Sie von unseren Hummelsbüttels gehört, Herr Pastor? Es sind ja nun drei Wochen seit jenen furchtbaren Tagen. Ich vertraue ganz auf die Fürstin. Sie wird Alles gut machen. Wissen Sie, daß sie lange meine stille Liebe war. Ihre unbeschreibliche Güte, ihr immer alle Grenzen kennendes Gemüth, ihr klarer, Alles erwägender und in Rechnung ziehender Verstand haben mich stets unbeschreiblich angezogen. Sie würde und wird in jeder Lage des Lebens das Richtige finden. Unbegreiflich ist mir der Unterschied zwischen ihr und ihrem Bruder Breide. Hätte er nur ein Tröpfchen von ihrer Klugheit mitbekommen, von ihrer Willensstärke und Festigkeit, wahrlich, es stünde anders.

„Ich betrachte Baron Breide," sprach der Pastor weiter, als einen Tiefunglücklichen." Er gehört zu

den räthselhaften Menschen, die nicht zu oft über die Erde schreiten. Sein ganzes Wesen ist von einer Unruhe durchhastet, daß ich seit Jahren gefürchtet habe, daß er in einer Irrenanstalt enden muß."

Ihn hält der Humor aufrecht. Ich sah nie einen Menschen, dem in so hohem Grade diese Göttergabe verliehen ist, wie Breide. In seiner Sterbensminute wird er noch einen Scherz erzählen oder sich über sich selbst lustig machen.

„Aber der Humor muß seine Grenzen haben, und diese hat er bei Baron Breide nicht. Er wird den Ernst des Lebens nie begreifen, wird nie mit ihm rechnen können. So charakterfest wie die Fürstin ist, in dem Maße charakterlos ist der Baron. Und ohne Charakter schwimmen wir steuer- und mastenlos im aufgewühlten Meere des Daseins."

Wie gesagt, ich vertraue ganz auf die Klugheit der Fürstin. Denn sonst ist Alles verloren. Man erzählt sich, daß Breide's Gläubiger, als sie von dem beabsichtigten Ankauf Wittensee's durch Henning hörten, mit aller Macht über Breide hergefallen sind. Unbegreiflicher Weise scheint er sich

zu stemmen. Alte Familiengeschichten müssen hineinspielen. Breide will leben und sterben auf Wittensee. Und doch wird ihm all' sein Sperren nichts nützen. Er muß vom Thron; er kann sich nicht länger halten. Sein Schwager Trauttenberg wird ihn nicht retten können."

Waren Sie in letzter Zeit, wenn ich mir die Frage erlauben darf, auf Schloß Bredenfleth.

„Nein, seit jenem Tage, als mir Graf Henning zumuthete, in die Wittenseer Familienverhältnisse hineinzusprechen, und ich ihm dies weigerte, nicht mehr."

Immer ängstlicher wird mir der religiöse Wahnsinn des Grafen. Der Irrsinn tritt im Hummelsbüttel'schen Geschlecht nachweisbar seit Jahrhunderten auf, und immer noch hat er sich in anderer Gestalt gezeigt. Ganze Geschlechtsreihen überspringt er oft. Da haben wir die Lehre von der Vererbung, vom Lauf durch's Blut. Ich glaube fest daran. Doch wir wollen auf das Thema nicht weiter eingehen. Unsere Meinungen gehen zu sehr darin auseinander, obgleich von kirchlicher Seite diese Lehre sehr gut in Einklang zu bringen wäre. Kommen Sie lieber mit mir in den Garten. Ich zeige Ihnen junge

Kirschenstämmchen, die ich mir diesen Frühling aus Flandern kommen ließ. Sie gedeihen prächtig. Ihre helle Freude, lieber Freund, werden Sie an den Bäumchen haben.

7.

Ein Augustgewitter war rasch vorübergerauscht. Von Zweig und Blatt auf die niedriger stehenden Zweige und Blätter tropfte es nach. Die Frösche kamen heraus und freuten sich der Nässe. Im Süden wetterleuchtete es, sonst war der Abendhimmel hell. Die Dämmerung schleierte schon auf der Gegend, und die Sterne traten nach und nach wie Blitzkügelchen aus dem dunklen Himmel hervor. Auf Bredenfleth war die Abendandacht beendet. Lesage hatte dem Grafen die große goldgeschnittene Bibel in's Arbeitszimmer nachgetragen. Dieser stand am geöffneten Fenster und starrte wieder in das Sternbild der Kassiopeia. Henning's Züge waren noch trockener geworden, seine Lippenwinkel hingen noch säuerlicher. Immer mehr, immer eifriger hatte er sein Leben dem Herrn gewidmet. Ueber allen

Thüren in Schloß und Scheunen standen nun Bibelsprüche. In seinen Rock- und Hosentaschen trug er kleine Schächtelchen, aus denen er unzählige Mahle am Tage auf's gerathewohl gedruckte Bibelsprüche herauszog. In seinem Schlafgemach hatte er sich einen harten Betstuhl errichten lassen.

Graf Henning starrte in das Sternbild der Kassiopeia. Nichts Wildes, Menschliches lag mehr in seinem Gesicht wie an jenem Abend, als er schmerzlich: Heilwig, Heilwig! gerufen hatte. Sein eifriges Gebet zu Gott war ihm Beistand gewesen, daß er auch diesen letzten Wunsch überwunden. Nur von Einem wich er nicht: Er würde Wittensee kaufen und die dann noch stehende ungeheure Restsumme der Schulden Breide's bezahlen, wenn dieser und Heilwig ihm das schriftliche Versprechen gäben, auf immer die Provinz zu meiden. Dann, so dachte er's sich aus, sehe ich Heilwig nicht mehr, und meine Wunde wird die Zeit heilen. Auch den unsinnigen Gedanken, den uralten Proceß zu erneuen, hatte er endlich fallen gelassen, umso mehr, als ihm Breide sagen ließ, daß es doch dann in Frage kommen könne, ob nicht ihm der Grafentitel zugesprochen werden möchte.

Unaufhörlich zwar lag ihm sein Bruder Detlev in den Ohren. Dieser zeigte von Tag zu Tag einen wachsenden Haß gegen Breide, den Henning nicht verstehen konnte. Er kannte die Ursache nicht. Halb erfreut, daß er eine so kräftige Stütze in seinem Bruder gefunden habe, war ihm andererseits dessen Einmischung unlieb. Im übrigen Benehmen Detlev's, war er mit ihm zufrieden. Sein Bruder, der ihn erst so hart und böse verspottet, schien völlig zahm geworden. In Betreff des Benehmens Pastor Tröster's hatte sich Henning bescheiden müssen. Seine Zuschriften an die höchste Kirchenbehörde der Provinz und an die königliche Regierung waren höflich aber entschieden ablehnend beantwortet worden. Nach wie vor saß der Graf Sonntag auf Sonntag in seinem Kirchenstuhl.

Am andern Mittag kam ein Wagen vor Schloß Bredenfleth vorgefahren, und diesem entstieg die Fürstin Trauttenberg. Es war das erste Mal, daß sie seit ihrer letzten Ankunft in Holstein Henning selbst aufsuchte. Sie hatte Vorschläge Breide's zu überbringen: der letztere willige mit Freuden darin, daß Henning Wittensee kaufe und daß er die Rest-

summe seiner Schulden bezahle. Er selbst verspräche dann, auf Verlangen schriftlich, die Provinz auf immer zu verlassen. Nur mache er die Bedingung, daß Heilwig so lange Wittensee bewohnen dürfe, bis er sich eine Stellung errungen, und seine Frau dann nachkommen lassen könne. Henning wies mit einer Schroffheit den Vorschlag Breide's zurück, daß Wulfhilde entsetzt schwieg. Hier mußten andere, tiefere, geheimnißvollere Gründe walten, als sie sich vorstellen konnte. Das Gesicht des Grafen hatte sich verändert, und er vergaß beinahe die Achtung und Höflichkeit, die er der vor ihm stehenden Dame schuldig war, als er sein hastiges, lautes Nein sprach.

Unverrichteter Sache kehrte die Fürstin nach Wittensee zurück, wo sie mit Spannung erwartet war. Zwar hatte es ganz und gar nicht im Sinne Heilwig's gelegen, allein auf wer weiß wie lange Zeit in Wittensee zurückbleiben zu müssen, aber sie hatte dem Drängen ihres Mannes und ihrer Schwägerin endlich nachgegeben. Wulfhilde war es gelungen, die heftigen Einwendungen ihres Bruders, daß Henning dessen Schulden bezahle, zu überwinden. Ihren Vernunftgründen, ihren

klaren Auseinandersetzungen konnte er niemals widerstehen.

Aber nun war mit einem Schlage wieder Alles beim Alten. Warum denn aber konnte Heilwig nicht mit ihrem Manne gleich in die Welt hinausziehen? Und hätte sie nicht andere Zufluchtstätten gehabt, wo sie warten konnte, bis Breide sie abgeholt? Hatte sie nicht Verwandte und Freundinnen? Breiteten sich nicht die Arme der Familie ihrer Schwägerin Trauttenberg weit ihr entgegen? Was sollte sie trübselig auf ihrem einstigen Besitze allein zurückbleiben? Das Alles wurde noch einmal erwogen. Und in der That konnten die früheren Gründe nicht Stich halten. Heilwig sollte nun nach Verkauf von Wittensee mit Breide in die weite Welt wandern. Und schluchzend fiel die Baronin ihrem Manne um den Hals: „Da, wo Du bleibst, bin ich auch."

Und wieder hielt am nächsten Mittag das Gefährt der Fürstin vorm Schlosse Bredenfleth. Graf Henning ging ihr artig entgegen. Als sie ihm den endgültigen Entschluß ihres Bruders und ihrer Schwägerin mittheilte, daß beide zugleich, und für immer, wenn es sein müßte, Wittensee und Schles-

wig-Holstein verlassen wollten, hörte sie zu ihrem maßlosen Erstaunen, daß Henning über Nacht seine Entschließungen durchaus geändert hatte. Er sagte ihr trocken, daß er sich seit gestern die Sache noch einmal überlegt habe. Wohl wolle er Wittensee zum höchsten Preise kaufen, für den Restbetrag der Schulden, der noch dann über 300,000 Mark betragen möge, könne er Bezahlung nicht mehr gewährleisten. Er habe nicht das Geld, um es zum Fenster hinaus zu werfen. Möge Breide sehen, wie er sich mit seinen Gläubigern auseinandersetzen würde. Er könne auf Weiteres nicht eingehen.

Das war ein Schlag, auf den die Fürstin nicht vorbereitet war. Sie hatte Mühe, ihre Fassung zu behalten. Was denn konnte ihren Vetter Henning bestimmt haben, lang ausgesprochene und wie mit eisernen Klammern festgehaltene Gründe und Wünsche so mit einem Mal wie ein verbrauchtes Spielzeug fallen zu lassen.

„Möchtest Du mir sagen, Henning, was Dich bewogen hat, so plötzlich Deine Ansichten umzukehren. Ich bin fassungslos. Vielleicht, wenn ich Deine Erwägungen höre, kann ich Dir antworten.

Deine heutige schroffe Absage zerstört ja mit einem Schlage die ganze Zukunft meines Bruders."

„An meinem Betstuhl, diese Nacht, liebe Wulfhilde, bin ich erleuchtet worden. Gott selbst, der Herr Herr, hat sich mir gezeigt in Gestalt eines Engels. Und ich fragte den Engel, als er neben mir stand: Was ist dein Begehr? Der Engel aber hob wie drohend die rechte Hand, und gebot mir mit ernster Stimme, die Schulden meines Vetters Breide nicht zu bezahlen . . . Als ich aufsah, denn ich hatte mich bei der Stimme des Herrn tief geneigt, war der Engel verschwunden . . ."

Wulfhilde starrte Henning an, der mit dem Lächeln eines über Alles Erhabenen auf sie niederschaute. Die Fürstin, mit ihrem einfachen, tiefen Glauben an Gott, der ihr überweltlich im Herzen thronte, den sie als auf Erden steigende Wundererscheinung nicht zu fassen vermochte, konnte, trotz des Ernstes der Lage, sich eines Lächelns nicht enthalten, das aber nicht ihre Lippen umspielte, sondern ihr über's Herz glitt.

„Dann hätte ich weiter hier nichts zu beschaffen, Henning." Aber schon während sie dies ihrem Vetter sagte, wogten andere Pläne ihr durch die

Stirn. Sie dachte an den alten Kramer, an Detlev.

Der Regen schlug an die Fenster ihres Wagens und bildete immer neue Rinnen auf dem beschlagenen Glase. Ab und zu fuhr ein Windstoß um die Chaise, wehte die Schweife der Pferde nach einer Seite, und zwang den Kutscher, den Kopf schief zu halten.

Die Fürstin saß, in ihren langen weiten Mantel gehüllt, vorgebeugt im Rücksitz und ließ ihre Augen mit den lustigen Bächlein am Fenster immer wieder von Neuem hinunterlaufen. Ihre Gedanken weilten bei ihrem Bruder. Wie zärtlich sie sich seit ihrer ersten Erinnerung geliebt hatten. Ihren Einfluß auf Breide hatte sie oft geltend machen können. Er folgte ihren Rathschlägen. Nur im wichtigsten Punkt des menschlichen Lebens, in der Geldfrage, hatte sie's nicht erreichen können, auf ihn einzuwirken. Wie verschieden sie darin dachten. Die Fürstin mit ihrem edlen Sinn für Beglückung Anderer, für Wohlthätigkeit, für Gutesthun jeder Art, handelte es sich um rasche Geldhilfe, hatte niemals doch die Schranken überschritten, die ihrer Börse Halt geboten. Wie anders Breide: Mit

demselben edlen Sinn, Jedem ohne Unterschied zu geben, zu borgen, wenn ihm Noth und Elend geklagt wurden oder ihm auf Umwegen zu Ohren kamen, hatte er nie gefragt, ob sein Geldbeutel ausreiche, hatte er sich niemals zugerufen: Bis hierher und nicht weiter. Wie Vielen hatte er geholfen, die es nicht werth gewesen waren. Ein förmliches Raubsystem, gewissermaßen eine geheime Erpressungsgesellschaft hatte ihn ausgebeutet. Bei seinen großen Einkünften, bei seiner ihm angeborenen Kunst, wie der reichste Mann der Welt aufzutreten, hatten sich ihm, wenn er Geld brauchte, oft ungeheure Summen angehäuft, Banquiers und Wucherer förmlich aufgedrängt. Dadurch waren die ersten Verlegenheiten entstanden, die von Jahr zu Jahr, wie das in der Sache lag, zugenommen hatten. Endlich mußten die ersten fühlbaren Verlegenheiten sich zeigen. Unbequeme Gläubiger drängten; die Gerichte mischten sich ein. Breide sah sich von allen Seiten gestellt. Er wußte nicht mehr wo ein und aus. Die Verwandten seiner Schwester wollten und konnten nicht mehr helfen. Da war ihm die unbegreifliche Hilfe seines Vetters Henning angeboten. Die ihm von diesem gestellten Bedingungen hatte er

schroff zurückgewiesen, bis ihn Wulfhilde überredet hatte, sie anzunehmen.

Leichtsinnig wie immer hatte er sich bald in den Gedanken gefunden.

* * *

Breide, während die Fürstin nach Bredenfleth gefahren war, hatte sich den Regenrock übergezogen und war zu Pferde gestiegen. Goldene Zukunftsbilder gaukelten ihm vor der Seele: Wenn sein Gut verkauft, wenn seine Schulden bezahlt seien, wollte er sich in irgend einem anderen Lande einen Hof kaufen, und mit Heilwig dort ruhig und vernünftig leben. Durch Fleiß, durch Aufmerksamkeit auf sein Gewese würde er leicht im Stande sein, bald ein reicher Mann zu werden.

Heilwig saß in ihrem Zimmer und dachte, wie Breide auf seinem Spazierritt, an die Zukunft. Ihr Hochmuth und ihre Eitelkeit, diese schlimmsten Fehler ihres sonst so lieben, fraulichen Herzens, hatten schwere Stöße aushalten müssen. Wie würde sie es ertragen können, in einigen Wochen schon im einfachsten Kleide, ohne Bewunderer, ohne sie wegen ihrer Toilette beneidende Frauen leben zu können. Sie mußte es, wollte sie mit ihrem

Manne ausharren; und Breide in diesen Tagen zu verlassen, hatte sie nicht die Feigheit.

Seit jenem stürmischen Auftritt am Heckthor hatte sie Detlev nicht wiedergesehen. Er hatte sich einige Male auf Wittensee anmelden lassen, aber sie war dann auf ihrem Zimmer geblieben. Wohl zuckte und zitterte es noch in ihrem Herzen, wenn sie an den kühnen Mann mit den finsteren Augen dachte. Der hatte seinen Leichtsinn ausgetobt und war fest und sicher im Leben geworden. Breide flog nach wie vor wie eine Feder im Winde, bald hier, bald dorthin . . .

Und während sie an den Unterschied im Charakter der Beiden den Prüfstein legte, stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, Detlev vor ihr im Zimmer.

Heilwig wollte vom Sessel aufspringen, wollte ihm flehend die abwehrenden Arme entgegenstrecken, aber es gelang ihr nicht. Sie schien mit tausend Ketten an den Stuhl gebunden.

Detlev aber hatte sich ihr zu Füßen geworfen und ihre Kniee umklammert. Zu ihr emporschauend, flüsterte er leidenschaftlich: „Mein Bruder erzählte mir heute Morgen, daß er nur Wittensee kaufen,

die übrigen Schulden Breide's aber nicht berichtigen will. Frage nicht nach Gründen jetzt. Das nur muß ich Dir sagen: Ihr seid jetzt in's Elend gestoßen. Verfolgt von euren Gläubigern werdet ihr keine Ruhe finden auf Erden. O, höre mich jetzt: Mein Bruder Henning ist gehirnkrank. In Kurzem wird er in's Irrenhaus gebracht werden müssen. Ich bin sein Nachfolger, ich bin der Besitzer von Bredenfleth und Wittensee, ich bin zuerst der Verwalter, dann der Eigenthümer seiner unermeßlichen Kapitalien. Sei mein Weib, Heilwig. Tausend Scheidungsgründe hättest Du. Breide liebt Dich nicht . . . Du bist ihm lästig . . . Du bist ihm das Hinderniß bei seinen Abenteuern . . ."

Heilwig, die das Haupt, wie durch einen schweren Schlag, zurückgelehnt hatte, hörte klar und verführerisch dennoch jedes Wort. Doch nach den letzten Sätzen Detlev's sprang sie empor, und eine Hoheit umstrahlte sie.

„Und wenn Du mir den Himmel bötest, Detlev, ich kann, ich will Dir nicht folgen. Laß es das letzte Mal sein, daß Du mich — quälst. Ich liebe meinen Mann, und verlasse ihn nicht in Noth und Tod."

Und wie eine Königin war sie langsam an Detlev vorüber aus dem Zimmer gegangen.

* * *

Breide ritt durch seine Felder, durch seine Wälder. Daß er diese verlassen müsse, daß sie ihm in wenigen Tagen schon nicht mehr gehören sollten, brachte ihn aus der leichtfertig-fröhlichen Stimmung zu ernsten Gedanken. Mit solchen aber beschäftigte er sich selten oder nie. Immer wieder half ihm sein Humor über alles Widerwärtige rasch hinweg. Heute wollte es ihm nicht gelingen. Ihm, der nie ein Buch aufschlug, der ein Gedicht nicht seit seinen Jugendtagen gelesen hatte, fielen Strophen ein, die er in seinen Knabenjahren gehört haben mußte. Den Verfasser erinnerte er nicht. Vielleicht war's von einem Dichter, der nie von seinem Volke gelesen und gekannt, der längst vergessen war. Die Strophen sagten ihm bittere Wahrheit. Er mußte sie im Kopfe behalten haben, wie man Zeit des Lebens eine gereimte Regel nicht vergißt. Vielleicht hatte sie ihm in irgend einer Laune einer seiner Hauslehrer gelehrt. Er sprach sie vor sich hin:

Ach, hätt' ich's gelassen,
Ach, hätt' ich's gethan,
Nur Wirrwar und Wirrsal
Auf holprigster Bahn.
Bald hierhin die Blicke,
Bald dorthin die Stirn,
Wie martert und quält sich
Das arme Gehirn.

Breide lachte vor sich hin: Das trifft zu bei mir. Ich bin kein Holsteiner mehr, denn mir fällt die zweite Strophe ein. Wir geben den Quark sonst um solchen Wischwasch wie Gedichte.

Und wieder sprach er vor sich hin:

Was hört' ich im Garten
Der Nichtigall Sang,
Statt daß in die Faust ich
Den Spaten mir zwang.
Was horcht' ich den Elstern,
Den Fröschen im Moor.
Was gab ich den Affen
Mein williges Ohr.

Und immer tiefer, ganz gegen seine Gewohnheit, senkte der leichtsinnige Breide sein Haupt. Wohl zum ersten Mal in seinem Leben ließ er seinen Gaul selbst gehen, fühlte er kaum die Zügel mehr in den Händen.

„Selbst verschuldet," murmelte er, „selbst ver-

schuldet." Und dann führte er ein langes Selbstgespräch: „Ich nur allein bin an Allem Schuld. Statt mich nur auf mich zu verlassen, hörte ich die Rathschläge jedes dummen Kerls; ließ ich mich von jedem Affen übertölpeln, der mich hinterdrein im Geheimen gewiß noch ausgelacht hat. Immer ohne eigene Meinung bin ich hin- und hergezerrt worden, bald von diesem, bald von jenem. Und während es mir in's tiefste Herz hinein von jeher wohlgethan hat, mein Geld keinem Bittenden zu versagen, sei es meinen Kameraden, sei es einer vor Hunger sterbenden armen Arbeiterfamilie — überlegte ich es mir nie, daß eine weise Eintheilung, eine Beschränkung auch bei reichsten Mitteln als erster Grundsatz stehen muß. Wie vielen Unwürdigen habe ich gegeben . . ."

Seine braunen, halb im Leben, halb im Schlaf stehenden Augen hoben sich. Aller Traum, der bisher, ihm unbewußt, in ihnen sein weichliches Bett gefunden, schien verflogen. Sie blitzten in diesem Augenblick, als führte er seine Schwadron zum Angriff. Seine Hand führte wieder die Zügel. Seine Haltung wurde gerade . . .

Aber noch einmal sanken sie. Zum letzten Traum?

Und wie die Liste Leporello's entrollte sich in seinem Innern ein Namensverzeichniß der Schönen, die er geliebt . . . Zuweilen lächelte er, zuweilen wurden seine Züge ernst.

Und immer weiter, tief im Traum (im letzten Traum?) ritt Breide. Und wieder fiel ihm eine Strophe jenes Liedes ein:

Der Himmel auf Erden,
Das Weib ist er mir,
Bringt Leid auch und Schmerzen
Das süße Tournier.
Es lebe der Stumpfsinn,
Hoch Austern und Sekt!
Schon lieg' ich am Boden
Als Leiche gestreckt.

Schon lieg' ich am Boden als Leiche gestreckt, wiederholte er wie im Kehrreim. Und das Leben bietet nichts anderes, nichts besseres als das? Und von seinen Lippen klang es leise: Heilwig, mein Weib.

Breide war, ohne recht zu wissen: wie, auf dem Gute Heidrehm angekommen. Es fiel ihm plötzlich ein, daß Graf Heesten ein solcher Narr sei, der „Reime" lese. Der wisse vielleicht, wer jenes Lied geschrieben habe, das ihm heute so plötzlich in die Seele gesprungen sei.

Nicht war es das in andern Ländern wohl aufrichtig gemeinte Gefühl, den Dichter kennen zu lernen, und ihm, falls er noch nicht unter der Erde, zu danken für sein Lied, wenn es gefallen — dafür war Breide ein Deutscher, und der Deutsche schenkt sich diesen Luxus — wohl aber fühlte er Neugierde. Die Strophen hatten gar zu sehr in seine Stimmung gepaßt.

Herr von Heesten war auf ein benachbartes Gut in Geschäften gefahren. Breide, um sich ein wenig auszuruhen, setzte sich in den Schreibtischstuhl des Grafen. Neben sich auf der Mappe fand er einen Kladdebogen über Wildenbruch's neuestes Drama: Der Fürst von Verona. Er nahm ihn in die Hand, und ohne daß er Verständniß hatte — wer war denn Ernst von Wildenbruch. — ach so, der schreibt ja „Stücke“, richtig —, las er gedankenlos:

„Im Aufbau, in der köstlichen Frische, im Vorwärts, in dem scharf gezeigten Wissen: wie muß sich Alles an einander reihen, gleicht Wildenbruch Shakespeare. Aber es scheint mir immer, als sehe Wildenbruch, während er seine Dramen dichtet, nach den Wolken hin. In

den Wolken aber thront ein hohe Beurtheilungsbehörde. Diese Behörde ist folgendermaßen zusammengesetzt: In der Mitte ein Gendarm, ein Landrath, ein Staatsanwalt. Links, etwas erhöht, ein Generalsuperintendent; rechts, etwas erhöht, eine alte deutsche Schwiegermutter oder eine alte Jungfer. Ueber diesen: ein Bierbrauer, ein Leineweber und ein Fettviehzüchter, das „deutsche Volk" vorstellend. Unten (in der Mitte, zu Füßen des Gendarmen, des Landraths und des Staatsanwalts) irgend eine deutsche Confirmandin. Zu dieser Versammlung, so scheint es, ich sage, so scheint es mir, sieht Wildenbruch zu viel hinauf: „Um Gotteswillen, sind Sie zufrieden?" Das fragt sich Wildenbruch, so scheint es mir, entschieden zu oft. Ich denke mir, das darf, das soll ein wirklicher Dichter niemals. Der Dichter, wenn ich ihn mir richtig vorstelle, muß frei sein: Frei sein zuerst von Brodsorgen (hat er solche, so soll er sich sofort hängen), dann aber auch in jeder andern Beziehung. Vor Allem darf er nicht durch ein Geschäft, durch ein Amt behindert sein. Der Dichter, ist er ein wirklicher,

schreibt einzig und allein nur für sich, nur zu seiner Freude. Das klingt selbstsüchtig im höchsten Grade. Meinetwegen, aber ich bleibe dabei.

Der Titel des Drama's: „Der Fürst von Verona“ klingt mir zu nüchtern. Ganz anders klänge: „Mastino und Scaramello“ oder (wenn auch etwas dienstmädchenräuberromanerisch) „Blut in Verona“ oder „Feuer und Flammen in Verona“.

Die beste „Figur“ im Trauerspiel ist Scaramello. Hier hat Wildenbruch nicht auf die hohe Behörde in den Wolken geschaut. Tausend noch 'mal! ist der Scaramello ein Mensch. Herrlich; voll kochenden, wirbelnden Blutes; leidenschaftlich. Die hohe Wolkengesellschaft hätte die Stirnen gefurcht, kopfgeschüttelt und geschrieen: Das ist nicht die bekannte deutsche Fliedersuppe! Willst du wohl, willst du wohl!

Sehr fein, äußerst gelungen gemeißelt sind Rizziardo und Adelaide. Mastino ist vortrefflich hingestellt. Selvaggia ist das bekannte deutsche Gretchen mit ein wenig italienischem Feuerzuckerüberguß.

Humor hat Wildenbruch nicht. Das zeigt sich wieder in seinem Klostergärtner: Der ist aus irgend einem kleinen Vorstadttheater geholt. Er lacht: Uhahaha. Schon das „U" in Uhahaha bezeichnet den Clown aus dem Tingeltangel. Shakespeare, Hebbel, Büchner, Heinrich Kleist, Grabbe hätten uns einen wirklichen Gärtner aus dem Volke vorgeführt, und keinen gemachten. Nur hinein in's „Volk" und einen herausgegriffen! Das soll der Dichter. Dann giebt's lebensfrische Gärtner. Wenn Herr von Wildenbruch nur Jäger wäre, da hätte er bald einen gefunden. Aber er schmäht die Jagd. Ei, ihn soll das Mäuschen beißen. Jeder Dichter müßte Jäger sein. Shakespeare und Turgeniew waren es!

Selbst Wildenbruch braucht noch das Großväter-„Ihr" statt -„Du" (wenn nicht das moderne Drama „Sie" verlangt); selbst Wildenbruch hat noch zuweilen das alte Tanten- und Dilettanten-„e". Geradezu scheußlich. Er geh„e"t noch zuweilen statt geht, er tanz„e"t statt tanzt. Möchte dieses „e" endlich im großen Papierkorb unseres Jahrhunderts verschwinden . . ."

„Das verstehe ich nicht,“ sprang Breide vom Stuhl.

„Und die vielen beschriebenen Zettel, die hier überall umher liegen.“ Er nahm den ersten besten und las: Ging nicht ein Schrei des Entzückens durch Alldeutschland, als uns vor einiger Zeit Wilhelm Walloth seine Elegieen und Oden schenkte? ... Ich merke nichts. Es ist ganz still; nur der ritterliche Gerhard von Amyntor hat den Muth gehabt, die höchste Bewunderung über diese unglaublich schönen Dichtungen öffentlich auszusprechen ... Ich beschatte meine Augen vor meinem Vaterlande ...

Breide legte den Zettel schnell wieder auf den Tisch. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Mensch sich mit solchem Unsinn befassen konnte. Bald saß er zu Pferde und erreichte Wittensee am späten Nachmittag.

* * *

Die Fürstin, Heilwig und Breide saßen bis spät in die Nacht auf. Wulfhilde hatte Bericht erstattet. Eine Hilfe irgendwoher war nicht zu ersehen. Die Lage wurde von allen Seiten gewendet: Immer wieder klang das traurige Schluß-

wort: Es ist zu Ende. Wenn auch Wittensee noch so hoch an Henning verkauft würde, die Restsumme der Schulden blieb eine ungeheure. An die Deckung dieser auf irgend eine Art war kaum zu denken. Und so mußten denn Breide und Heilwig hinaus in die weite Welt, verfolgt von den Flüchen ihrer Gläubiger, von denen, die nicht befriedigt werden konnten.

Breide besann sich wohl zum ersten Mal, wie ernst die Stunde sei, in der Alles jetzt besprochen wurde. Wulfhilde und Heilwig freuten sich über seine Ruhe, seine festen Entschlüsse. Immer mit ihrem klugen Rath bei der Hand war Wulfhilde. Bald tröstete und ermuthigte sie, bald zeigte sie inniges Mitgefühl. Sie war der Segen des Hauses in diesen Tagen. Als sie endlich zur Ruhe gegangen waren, fand die Fürstin noch die Muße (oder that sie es, um auf andere Gedanken zu kommen), einen Abschnitt aus: „Land und Leute Schleswig-Holstein's" zu lesen:

Der Tod Johann Ahlefeldt's in der Schlacht bei Hemmingstedt. Februar 1500.

. . . Das wilde, mordsuchende, finstere Nordmeer, der böseste Feind der Dithmarschen, wurde

für den 17. Februar 1500 ihr Freund. Aus starkem Südwest sprang am Nachmittag der Wind in Nordwest um. Feiner Staubschnee begleitete ihn. Mit gierigen Köpfen stürzte die See auf die Deiche. „Die Schleusen auf!“ und die sonst mit allen Kräften abgewehrte Sturmfluth ergoß sich jetzt in die Gräben und über die Fennen (Felder).

Noch immer hielten die 300 Bauern den 30,000 Feinden hinter der Schanze Tausendteufelswerfte gegenüber. Aus ihren Karthaunen rissen die Stückkugeln häßliche Löcher in die festgerammte schwarze Garde, die ihnen zunächst stand. Da schmolz dem Junker Slenz, dem Anführer derselben, das Drahtseil der Geduld; hatte er es doch unerträglich gefunden, wegen der paar Bauern hier Halt machen zu müssen. Auf mühsam gelegten Faschinen kam er zu Pferde von der Landstraße auf's freie Feld. Hinter ihm zogen seine Leute. Diesen Augenblick aber ersah Wulf Isebrand mit dem bis zum Gürtel reichenden gelben Bart, und: Wohr di Gard, de Buer de kummt! sprang er mit seinen Dreihundert

aus der Schanze. Ihnen voran aber stürmte die keusche Telsche, das schönste Mädchen der Dithmarschen, mit der Seidenfahne, auf der in Gold und Purpur die Mutter des Herrn gestickt war. Der lange Reimer von Wimerstedt schlug mit mächtigem Hieb seine Axt in die Halsberge des Junkers. Diese aber stak so fest, daß er den Häuptling zu Boden riß, ohne sie herauszerren zu können. Auf den Junker aber trampelten die großen Bauernfüße und rammten ihn immer fester in den Lehm und Schlick.

Eng gekeilt, nicht vor- nicht rückwärts, nicht nach den Seiten, des Wassers wegen, sich bewegen und ausbiegen könnend, hielt fast die gesammte Ritterschaft auf dem Damme. Ja, so furchtbar saßen sie verschraubt im Gedränge, daß sie nicht die Fäuste zu den Schwertern bringen konnten. In ihrer Mitte hielt der neunzigjährige Marschall und Bannerherr, Herr Johann Ahlefeldt. In seiner Rechten schwang er hin und her, hoch über seinen Helmfedern, den heiligen Dannebrog. Unaufhörlich rief der Alte hinter seinen Augen- und Mundgittern: Staht fast, Eddellüt, staht fast!

Und immer mehr wurden die vornehmen Geschlechter Schleswig-Holstein's zusammengequetscht. Vorn floh die Garde ihnen entgegen; hinten, nichts ahnend, schoben der Troß und die Söldner des Königs. Und keine Wahl blieb den Rittern, als zu ersticken oder zu ertrinken. Von den Seiten, über die breiten, schmutzigen Gräben weg, rissen mit ihren langen Hellebarden die Bauern die Hengste von der Straße in's Wasser und erschlugen dann die Herrn. Da stürzte sich von den Edelleuten, wer aus dem Knäuel sich lösen konnte, mit gewaltigem Sporenhieb in die Wasser, spattelte sich heraus auf die weiche Marsch und suchte an den Bauer zu kommen. Mit unsäglicher Mühe war es dem greisen Reichspanierträger gelungen. Sein Prunkroß blieb im Graben; er selbst aber, das Schwert in der Rechten, den Dannebrog in der Linken, fraß sich wie ein rasend gewordener Bär in's Bauernfleisch. Neben ihm hieben sich Breida Hummelsbüttel und Kai Thienen herum. Bald aber waren die drei umzingelt und zu Boden geworfen. Breida Hummelsbüttel und Kai Thienen schluck-

ten so heftig das ekelhafte braungelbe Schlammwasser ein, daß sie nach wenigen Minuten schon erstickten. Ihre goldenen Helme klebten im Dreck. Den alten neunzigjährigen Marschall aber wollten sie würgen. Sie rissen ihm das Visir ab. Doch er blitzte sie mit den kühnen Augen, über denen die dicken, dichten schneeweißen Brauenbüschel drohten, so furchtbar an, daß sie wichen. Bald aber entwanden andere ihm das Schwert. Die heilige Fahne aber ließ er nicht. Als er den Tod fühlte, als sein Riesenkörper zum Tode erzitterte durch die fortwährenden Stöße und Schläge, biß er in's Fahnentuch, und hielt so bis zum letzten Athemzuge das Banner fest...

Nach der gewonnenen Schlacht legten die Bauern ihre Hunde an die güldenen Ketten der schleswig-holsteinischen Ritter. Den Dannebrog, dem sie den heldenhaften Marschall von den Zähnen schneiden mußten, und die ungeheure Beute an Gold und Edelsteinen stifteten sie der heiligen Jungfrau, die ihnen den großen Sieg verliehen, die ihnen die Freiheit erhalten hatte . . .

Kaum sich vor Wuth zu bändigen wußten

die freien Friesen. Sie standen an der Eider, bereit mit Mord und Schlag und köstlicher Plünderungsvorfreude in's Land ihrer Todfeinde, der freien Dithmarschen, einzufallen, wenn die holsteinischen Ritter ihnen den Weg geebnet hätten. Das wußten die Dithmarschen, und sie haben es ihnen noch fünfzig Jahre später nicht verzeihen können . . .

8.

Am andern Morgen hatte die Fürstin das folgende Schreiben von Detlev erhalten:

Liebe Wulfhilde!

Ich wollte mich bei Dir auf einige Monate nach Italien beurlauben. Meine Adresse ist: Taormina. Sicilia. (Via Reggio-Messina.) Ich kenne und liebe das kleine Erdbebennest schon seit Jahren.

In Bredenfleth ist es nicht mehr zum Aushalten. Ich hatte mich, so gut ich konnte, den Wunderlichkeiten Henning's gefügt. Nun aber geht's nicht länger. Seit einigen Tagen hat mein Bruder zwei Wanderprediger, sogenannte Sendboten, im Schlosse. Er hat sie aus Süd-

deutschland verschrieben. Der eine ist dick wie ein Elephant, der andere dünn wie ein Zündhölzchen und zerrissen wie eine alte abgelegte Aalhaut. Der eine war Schneider, der andere Pantoffelmacher. Beide sind jedenfalls ehrenwerthe Männer, gegen deren Ruf nichts zu erinnern sein wird. Hast Du sie denn bei Deinem letzten Hiersein nicht gesehen? Jedenfalls hängt mit diesen die plötzliche Andernsinneswerdung in Betreff der Vergleichung Breide's Restschulden zusammen. Vielleicht ist Henning der Engel des Herrn — auch Dir wird er es erzählt haben — in Gestalt des Dicken erschienen. Er ist gänzlich in den Händen der beiden „Erweckten"; und diese jedenfalls, denen er sich anvertraut hat, haben ihm abgerathen, um schließlich das ganze große Vermögen für die Kirche zu gewinnen.

Dann aber auch ist es mir unerträglich, die letzten Zuckungen Breide's ansehen zu müssen. Er hat es selbst gewollt, denn sein Leichtsinn übertrifft alle denkbaren Fälle. Ich darf und kann und will kein Pharisäer sein — aber er machte es zu stark. Nun sind die Folgen da.

Heilwig bedauere ich mit meinem ganzen Herzen. Welch' ein Weib. Und daß sie treu bei ihm ausharrt. Dir, meine liebe Wulfhilde, bezeige ich meine höchste Verwunderung. Wenn ein Mann wie Breide solche Frau und solche Schwester hat, kann er nicht untergehen. Und doch fürchte ich . . .

In den „Föhrdener Nachrichten" stand ja schon gestern unter: „Amtliche Bekanntmachungen" die anberaumte Zwangs-Versteigerung. Welche schwere Tage und Wochen stehen Euch bevor. Hätte ich das Geld, so würde ich zweifelhaft sein, Breide zu helfen; denn nur den Gläubigern, von denen ihn die Meisten auf das Schändlichste betrogen haben, die Summen in den Rachen zu schleudern, halte ich für nicht richtig.

Als ich, zweimal zusammengebrochen, zweimal wieder emporkam, war es nicht Henning allein, sondern auch Breide, der mich rettete. Und das will ich ihm nicht vergessen. Vielleicht hab' ich später Gelegenheit.

Willst Du Heilwig und Breide aus diesem Schreiben mittheilen, was Du für gut findest.

Dir aber und Heilwig und Breide darf ich nicht mein Mitleid — es liegt so etwas Klägliches, ja oft Kaltes, Höhnisches im Mitleid — wohl aber mein inniges Mitgefühl sagen.

Fort nach Süden, aus unserm überernsten, überstillen Schleswig-Holstein.

In alter Anhänglichkeit

Dein

gehorsamster Vetter

D. H.

Die Fürstin erzählte ihrer Schwägerin und ihrem Bruder aus der Zuschrift Detlev's. Sie bemerkte nicht, daß über die Züge Heilwig's Schreck und Freude, Erblassen und Erröthen sich jagten. Auch fiel es ihr nicht auf, daß die Baronin zu ihrem Manne trat, dessen Kopf in ihre Hände nahm und ihn küßte.

Breide, in übermüthiger Stimmung, als hätte er das große Loos in diesem Augenblick gewonnen, sprang auf und sagte:

„Kinder, gestern machte ich meinen Abschiedsritt durch meine Wälder und Felder; heute will ich meinen Abschiedsgang gehen. Wir haben heute

den 1. September, ich nehme Don und mein Gewehr mit, um Euch einige Hühner zu schießen. Das Wetter ist so köstlich. In manche Kathe möchte ich noch einmal treten, manchen Baum, manche liebe Stelle noch einmal — zum letzten Mal — begrüßen. Noch gehört ja Alles mir... Vielleicht komme ich spät nach Hause . . .

Und seinen Lefaucheux aus dem Schranke nehmend, Don heranpfeifend, der trotz seines Rheumatismus im linken Hinterbein wie außer sich herumsprang (— merkte er doch, daß es zur Jagd ging —), empfahl sich Breide den Damen.

Wulfhilde und Heilwig sahen ihm aus dem Fenster nach. Wie ihm der schier tausend Jahre habende graue Filz mit der einfachen Sperberfeder gut auf den braunen Haaren saß. Wie frischweg er ging; wie ungebeugt und schlank er schritt. Nun blickte er noch einmal grüßend zurück, und dann, sich wieder vorwärts bewegend, warf er spielend sein Gewehr in die Luft, als tanze er die Fantasia vor einem Trupp lustiger Araber.

Die beiden Frauen am Fenster verfolgten ihn, so lange ihre Blicke ihn noch erreichen konnten.

„Ich werde bis an mein Grab nicht klar über

ihn," sprach die Fürstin, „ein solcher Lebensmuth in schwerster Lebenslage ist einzig."

„Ach, selbst jetzt beugt er sich nicht, Wulfhilde."

„Du sollst sehen, Heilwig, wie stolz Du noch auf Deinen Mann werden wirst. Die eiserne Nothwendigkeit, der furchtbare Sturm seines Schicksals, das Erkennen endlich der Selbstschuld biegt ihn, aber bricht ihn nicht . . ." Dann fuhr sie fort: „Er weiß es scheinbar noch nicht, daß die Zwangs-Versteigerung von dem Gericht in den Blättern angezeigt ist. Ich mochte es ihm nicht sagen, um ihm den letzten Tag nicht zu verleiden."

„Die Zwangs-Versteigerung steht schon in den Blättern?" fragte Heilwig mit großen Augen.

„Einmal mußte es doch geschehen. Je eher daran, je eher davon, weißt Du, liebe Heilwig."

„Aber wenn er es läse in einem Dorfkruge; wenn irgend ein taktloser Mensch ihn fragte . . . Die „Föhrdener Nachrichten" hält jedes Haus."

„Nun denn, dann ist's nicht so schlimm. Einmal muß er es doch erfahren. Und den Leuten, die es lesen, ist es keine Neuigkeit. Die ganze Provinz hat ja die Worte Bredenfleth und Wittensee im Munde seit Wochen."

Unterdessen war Breide seinen Weg gegangen. Aus der langen Kastanienallee bog er in einen Redder ein. Die Hitze drückte afrikanisch heiß auf die Knicks und auf den engen Weg. Der Jäger schob seinen Hut in die Stirn hinauf, daß ein Büschel Haare auf die im Gegensatz zu dem übrigen stark gebräunten Gesicht blendend weiße Fläche fiel. Langsamer trat sein Fuß. Beim nächsten Heckthor blieb er stehen, legte Hut und Gewehr ab und setzte sich in den Schatten.

Um sich schauend, sah er mit stiller Freude auf die ihm bekannten und so vertrauten Gräser und Blumen. Er pflückte sich — noch war sein das Feld — ein Sträußlein von blauen Glockenblumen, gelbem Hartheu, Schafgarbe mit ihren weißen Doldenblümchen, hellschwefelgelbem Leinkraut, und weil er's noch erreichen konnte mit der Hand, ohne sich erheben zu müssen, riß er einige der tiefschwarzen Beeren der Ahlkirsche und ein Zweiglein einer Krüppeleiche an sich. Wie ein junges schwärmerisches Mädchen legte der große, hübsche Gardeulanenrittmeister a. D. Alles auf seinen Schooß und fing zu ordnen an. „Etwas geschmacklos in der Zusammenstellung," lachte er

„aber die Natur in allen ihren Erzeugnissen ist schön. Nichts geht mir über einen Feldstrauß.“

Plötzlich blickte er auf und horchte. Nicht weit von der Stelle, wo er sich im Schatten ausgestreckt, unsichtbar im Wege, hörte er eine Drehorgel, und eine tiefe, nicht unschöne Männerstimme sang:

Unser Kaiser liebt die Blumen,
Denn er hat ein zart Gemüth,
Doch von allen liebt er eine,
Die in keinem Garten blüht.
Nicht nach Rosen steht sein Sehnen,
Draußen pflückt er sich im Feld
Eine kleine blaue Blume,
Die er für die schönste hält.

Unvergeßlich bleibt Luise,
Preußens Stolz und lichter Stern,
Sie trug einst die blaue Blume
Als den schönsten Schmuck so gern.
Darum hat der Sohn, der edle,
Sie als Liebling sich erwählt,
Weil die Liebe seiner Mutter
Wunderbar sein Herz beseelt.

Unbeschreiblich war der Zauber dieses einfachen, zum Volkslied gewordenen Gedichtes und seiner so in's Herz gehenden melancholischen Melodie immer auf Breide gewesen. Er konnte sich keine

Rechenschaft davon geben ... Nun schaute er, ganz wie abwesend, während die Orgel immer weiter spielte und der Gesang immer weiter tönte, in die blaue Ferne. Wie wohl und weh ihm war ... Noch einige Felder waren mit Hafer und Weizen besetzt. Zwischen durch flimmerte die Lupine, die zuweilen ihren honigsüßlichen Geruch auf einer Luftwelle sandte. Weit entfernt war schon wieder ein Pflug beschäftigt. Ueber ihn weg flogen die Saatkrähen; sie wollten zum Pfluge, um hinter ihm her zu äsen. Eine Goldammer tirilirte ihm zu Häupten in einer jungen Eller unaufhörlich ihr: „Nimmer, nimmer, nimmer, nimmer — mehr.“

Breide hatte sich gelegt, die Hände unter den Kopf verschränkt, und starrte in den Himmel. Ein unermeßlich hoch über ihm stehendes weißes, zerfasertes Schäferwölkchen wollte nicht von der Stelle. Wie angeklebt hing es am blauen Dache.

Und immer noch klang das Lied. Etwas Unbehülfliches, etwas Kindliches, Unschuldiges lagerte auf dem frischen Gesicht Breide's.

Nun näherte sich, weiter spielend, der Leierkasten; plötzlich verstummte die Musik und im

Heckthor stand der Invalide Hermann Hansen. Breide wandte ihm die Stirn zu und lachte.

„Was, Schwerenoth, Hansen, orgeln Sie hier im Redder den Spinnen und Fliegen; oder haben Sie mich einbiegen sehen?“

„Ja wohl, Herr Rittmeister. Ich sah Herrn Rittmeister in's Heck gehen. Und ich weiß, daß es das Lieblingslied des Herrn Rittmeisters ist.“

Breide (— das kannte Hansen schon —) schenkte ihm ein Zweimarkstück und erkundigte sich, wie's ihm ginge. Als er Antwort erhalten, sagte er: „So, Hansen, nun gehen Sie. Noch einmal, wenn Sie am Schülper Weg ankommen, spielen Sie nur zwei Strophen, aber nicht mehr . . . Das Lied . . .“ greift mich an, wollte er weiter sprechen . . .

Nach einer Viertelstunde tönten ihm zwei Strophen vom Schülper Weg herüber. Es war zum Herzzerspringen traurig. Gut, gut, daß das Lied dann verstummte . . .

Der Baron sprang mit einem Ruck auf: „Ah, was! Vorwärts!“ Und den kleinen Strauß wie einen Schmuck an die Jagdtasche bindend, schritt er wieder in den Redder hinein.

Kaum war er drei Minuten gegangen, als ihm Trien' Heeschen begegnete. Trien' Heeschen wanderte durch diesen Weg schon über sechszig Jahre mit ihrem Brodkorb. Hin zu den Dörfern und zurück von ihnen benutzte sie diesen Paß so lange schon.

„Na, wa geit't mit' Geschäft, Triena; kannst brav Stuten (Semmel) verköpen?"

„De Tid is wat slecht. Dat help sick sacht so dörch, Herr Baron," erwiderte die Alte.

„Na, dat ward all gahn, Triena." Der Rittmeister schenkte ihr einen Thaler. Wie oft schon hatte er das gethan, wenn sie sich begegneten. Was war denn das? Die Greisin hatte Thränen in den Augen. Sie und der Jäger kannten sich so lange schon. Sie durfte die Frage sich erlauben:

„Dat kann ick nich glöben, dat uns' gnädige Herr uns verlaten will. De Lüd seggen dat ja. Nä, nä," sagte sie weich, „bliv'n Se bi uns, Herr Baron."

„Dat treckt sick Alles wedder torecht," antwortete Breide. Er wollte lächeln, aber es ging

nicht. „Addüs, Triena." Und bald war er ihren blöden Augen verschwunden.

Die Sonne hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wie der Pascha stieg sie nieder, der durch sein Leben im Sichelwagen gestanden hat, dem hochentrollte Fahnen vorgetragen sind, den ewiges Triumphgeschrei und Siegeslieder bis zum Stumpfsinn umrauschen.

Die Nachmittagshitze wurde immer drückender. Breide eilte einem Wäldchen entgegen, dem Nerthusholz. Statt der deutschen Göttin zerbröckelte hier im tiefsten Tann eine Diana von Versailles. Dort wollte er sein Frühstück verzehren. Auf dem Plätzchen fand er Lene Benk, deren Mutter eine Zigeunerin gewesen. Sie sammelte Kräuter für ihre Großmutter. Diese war ein altes abscheuliches zahnloses Weib. Es klang wie aus einem Mährchen: Am Waldrand wohnte sie; das hatte ihr Breide erlaubt. Von allen andern Gütern und Dörfern wurde sie stets vertrieben. Sie stahl aber auch wie der abgefeimteste Dieb. Den Rittmeister kümmerte das wenig. Die Bauern behaupteten zwar, er dulde sie nur, weil ihr hübsches gluthäugiges Tochterkind bei ihr wohne.

Lene erschrak nicht, als er in ihre Nähe kam.

Sie blieb ruhig auf den Knieen liegen und suchte weiter. Aber sie kicherte und schielte nach ihm. Alle Weiber können rückwärts schauen.

Der Rittmeister schien sich nicht um sie zu bekümmern. Er setzte sich auf den Sockel der verfallenen Statue und nahm seine Eßvorräthe aus der Tasche. Dann rief er leise: „Lene, komm' her. Wir wollen zusammen frühstücken.“ Und wie eine Eidechse huschte sie heran, kauerte sich zu seinen Füßen und blitzte ihn an. „Mach' den Mund auf, Lene,“ und der Rittmeister schob ihr ein eibelegtes Butterbrödchen zwischen die weißen Zähne. Sie sprachen nicht viel beim Essen. Er behandelte sie wie ein Kind. Nach beendeter Mahlzeit machte sie ihm Feuer zur Cigarre. Dann kauerte sie wieder zu seinen Füßen. Als Breide, übermüdet von seinem Wandern, einschlief, brach sie Farnkraut ab und fächelte ihm Kühlung. Sie hockte sich dicht an sein Haupt und fächelte und fächelte. Als der Baron erwachte, lachte er: „Du mußt ein rothes Tuch zu Deinen schwarzen Haaren haben,“ und ihr Geld gebend, sagte er: „zeig's nicht der alten Hexe, sonst stiehlt sie's Dir unter'm Stroh fort.“ Als er sich erhob, fiel das wunderhübsche

Mädchen vor ihm nieder und küßte ihm die Hände. „Gut, gut, Lene, steh' auf." Sie aber ließ die rabenschwarzen Haare über seine Finger fließen. Und fremde Worte murmelnd, stand sie auf. Er legte ihr die Hand auf die Schulter, und ohne zu sprechen wanderten sie an den nächsten Rand des Wäldchens. Als sie dort angekommen, hörten sie das sanfte, pfeifende Rufen des rothen Milan. Beide beschatteten mit den Händen die Augen und blickten in die Höhe. Da schwamm der herrliche Gabelweih, ohne Flügelschlag, minutendurch nur fortwährend den langen Schwanz als Steuer gebrauchend. Als hinge er an einem unendlichen Himmels-Bindfaden, so sah's aus. Dann schlug er zweimal, dreimal langsam mit den starken Fittichen und verschwand im grellsten Sonnenlicht.

Der Rittmeister schritt allein in die Gluth hinein. Das Mädchen beobachtete ihn, bis er hinter einer Höhe untertauchte, dann suchte sie weiter im Holz nach ihren Kräutern.

Plötzlich blieb Breide stehen, wie um sich zu vergewissern, wo er sei. Und da lag auch schon das kleine Haus, das er suchte. In zwanzig Minuten konnte er es erreichen. Von hier aus

dunkelte ihm nur das Strohdach entgegen. Neben dem Gebäude streckte ein verdorrter, gestorbener Apfelbaum seine Aeste in die Luft. Wie eine große Koralle machte sich's von seinem Standpunkt aus. Als er in die Kathe getreten, starrten ihn vier, fünf unendlich schmutzige Kinderchen an, die alle die Daumen in den Mäulerchen Verstecken spielen ließen. Breide fragte das älteste, ein flachshaariges Mariechen, wie es der Mutter gehe. Mariechen aber lief fort; und ihr hinterdrein flohen die Geschwister. Nun betrat er die Stube. Er kannte ja jeden Punkt auf seiner Besitzung. Im Bette, das Heilwig geschickt, lag das arme Weib in den letzten Zügen. Es war kein Mensch sonst in dem engen, dumpfigen Raum. Die Frau erkannte Breide. Sie versuchte lächelnd sich emporzurichten. Es ging nicht. Nun versuchte sie's noch einmal, die abgemagerte Rechte um den Quast legend, der über ihrem Lager als Haltepunkt hing. Es ging nicht mehr. Da holte Breide alle Kinder herein und ließ sie um das Bett stehen. Das jüngste, auch schmierigste, nahm er auf den Schooß. Die Geschwister beobachteten ihn ernst, erstaunt, neugierig. Dann sprach er sanfte Worte der Sterben-

den in's Ohr: Sie solle ruhig sein, für ihren Mann und die Kinder würde er sorgen. Und als er das Gesangbuch auf dem Tische fand, las er ihr die herrlichen Verse:

Befiehl du deine Wege
Und Alles, was dich kränkt,
Dem treuen Menschenhüter,
Dem, der die Himmel lenkt.

Und mit einem letzten dankbaren Blick auf ihre Kinder neigte die erlöste Frau das Haupt zur Seite und ging zu Gott.

In diesem Augenblick trat Pastor Tröster ein. Er und Breide hielten viel von einander. Sie waren Beide treue, gute Menschen. Der Baron ließ für die Kinder ein großes Stück Geld zurück. Der frische, werkthätige, junge Pastor bat Breide, zu gehen. Er ahnte, daß es Breide's letzter Gang über sein Besitzthum sei.

Und sich die Hände kräftig und verständnißvoll drückend und schüttelnd, trennten sie sich.

Noch immer war er nicht zum Schuß gekommen. Das war sonst nicht seine Art. Er übte leidenschaftlich die Jagd. Don schien auch sehr unzufrieden mit seinem Herrn zu sein. Er

schob, mißmuthig schon seit Stunden, hinter Breide's Fersen her. Einige Male hatte er „gestanden"; sein Herr aber hatte das nicht einmal bemerkt. Unerhört. Und er kam auch im Laufe des Nachmittags nicht dazu, das Gewehr an die Backe zu ziehn.

Ueberall blieb er bei den Leuten stehn, die ihm begegneten. Mit allen wechselte er freundliche, gute Worte.

Nun wollte er auch noch der kleinen, rundlichen, lebhaften Frau Holsen auf Amönenhöhe und ihren schlanken Töchtern Lebewohl sagen. Frau Holsen, in Wesselburen geboren, war Wittwe und hatte seit langer Zeit das Wirthshaus Amönenhöhe in Pacht von Breide. Im Sommer vermiethete sie ihre Stuben an Sommerfrischler aus Hamburg und aus den holsteinischen Städten.

Als sich der Rittmeister auf der Veranda niedergelassen, ohne daß er von irgend einem der Hausgenossen bemerkt war, fand er auf dem Tisch vor sich das Januarheft 1880 der Monatsschrift „Nord und Süd". Wahrscheinlich war es von einem Gaste bei seiner Rückkehr in die Stadt vergessen worden. Er schlug, wie in Gedanken, die

Zeitschrift auf und fand in einem Aufsatz von Eduard von Hartmann: „Die Bedeutung des Leids“ eine Stelle, die ihm besonders zusagte:

„Das allein weise Verhalten gegenüber dem unaufhebbaren Leid ist also: Kein Bedauern und keine Reue über Vergangenes, keine Sorge und Furcht vor Zukünftigem, und keine Ungeduld und keinen Mißmuth über Gegenwärtiges.“

Er sah vom Buche auf, um über das Gelesene nachzudenken. Wie ein zureichender Trost schien ihm der eben gelesene Satz. Er beruhigte ihn.

Immer stiller wurde es um ihn her. Aus dem kleinen, von prächtigen Linden, über denen noch die Schwalben zwitschernd hin und her schossen, umgebenen Teich schwamm, die Flügel schlagend, eine weiße Ente nach der andern an's Ufer, um hier, in langer Reihe, nach ihrem Stall zu watscheln. Ein fünfjähriger Knabe bemühte sich gewaltig, alle möglichen Steinchen und Stöckchen zu sammeln, um mit diesen die Enten zu treffen. Die wackelnden Vögel schienen sich aber nicht im Mindesten um den kleinen Taugenichts zu kümmern.

Plötzlich hörte Breide in dem Zimmer, dessen

Fenster, geöffnet nach der Veranda standen, eine Männerstimme:

„Nun will ich Dir zeigen, Bertha, wie ein Gedicht entsteht. Das wolltest Du ja immer gerne wissen. Als wir gestern Abend durch den Wald gingen, trat, wie Dir erinnerlich (— wir erschraken beide —), der alte Glasermeister Möller hinter einem Baum hervor. Er hatte sich dort seine Pfeife angebrannt. Im selben Augenblick hatte ich den Anfang des Gedichtes. Den alten Kerl hielt ich für einen Nebenbuhler."

Das reizende junge Mädchen, dem dies erzählt wurde, lachte. „Nun, das ist ja köstlich. Bitte, bitte, wie heißt das Gedicht?"

In diesem Moment sah Breide hinein, ohne von den beiden gesehen zu werden. Der junge Mann, den er als Verlobten der hübschen Bertha erkannte, begann, den Kopf stolz und hochmüthig zurücklegend, wie im Trotz:

Schlag' ihn todt.

Wenn Du zitterst und in Angst
Vor dem Nebenbuhler bangst,
Laß das Lieben, laß das Küssen,
Lieben heißt: aus Feuergüssen

In verschwieg'ne Mondesnacht
Unversehrt den Raub gebracht.'

Zipfelt hinter jenem Baum
Deines Mitbewerbers Saum,
Höhnisch lach' dem sich Verberger,
Daß er stickt vor Wuth und Aerger;
Tigert er auf Dich hinaus,
Tatz' ihn, wie die Katz' die Maus.

Laß ihn liegen Rothes Blut
Düngt die Erde gern und gut.
Dann im dunklen Frühlingsgarten
Wird Dein Mädchen Dich erwarten,
Und empfängt den stolzen Herrn —
Zärtlich scheint der Liebesstern.

Bertha lachte: „Das klingt ja wie ein Räuberhauptmannslied.“ Ihr Cavalier sagte ein wenig ärgerlich: „Das verstehst Du nicht, liebes Kind.“ Dann aber zog er das Mädchen stürmisch an sich, und sie küßten sich leidenschaftlich.

Breide klopfte an's Fenster, um sich bemerklich zu machen.

— — — — — — — — —

Es war schon völlig Abend geworden, als in Dorf Wittensee der Baron anlangte. In „Den blauen Lappen“ tretend, das kleine Wirthshaus vor'm Eingang zum Parke, das stets an einen ausgedienten Schloßbedienten verpachtet war, traf

er keinen Menschen in der Schenkstube. Auf dem Tisch lagen die neuesten „Föhrdener Nachrichten“. Er blickte wie zufällig hinein und las:

Amtliche Bekanntmachungen.

Zwangs-Versteigerung.

Im Wege der Zwangsvollstreckung soll das im Grundbuch eingetragene, dem Freiherrn Breide von Hummelsbüttel gehörende adlige Gut Wittensee

am Montag, den 7. September 1884,

Nachmittags 2 Uhr,

von dem unterzeichneten Gericht an Ort und Stelle versteigert werden.

Die Grundstücke 2c. 2c.

Das Urtheil über die Ertheilung des Zuschlags wird

am Freitag, den 11. September 1884,

Mittags 12 Uhr,

an Gerichtsstelle verkündet werden.

Föhrden, den 24. August 1884.

Königliches Amtsgericht.

(gezeichnet) von Siechem.

Wie vom Schlage gerührt stierte Breide auf die Zeitung. Er war leichenblaß geworden. Ge-

wiß hatte ihm das Gericht längst die Anzeige gemacht. Aber durch so viele gerichtliche Briefe und Gläubigerschreiben in große Aufregung gerathen in den letzten Monaten, hatte er unverantwortlicher Weise selten eine Zuschrift geöffnet.

Und nun, hier, im eigenen Dorfkrug, mußte er das Schreckliche, das ihm doch längst schon bewußt sein mußte, lesen.

Er schlich sich zur Thür hinaus und stand nach wenigen Minuten vor Heilwig und Wulfhilde, die ihn ängstlich erwartet hatten. Die Damen wußten Alles. Zitternd schloß er sein Weib in die Arme.

Als er sein Schlafzimmer betreten, öffnete er das Fenster. Die Nacht lag weich und schwül; der Vollmond stand am Himmel und gab sein weißes Licht der schlafenden Natur. Aus dem Garten klang einmal der klagende Ruf eines in seinem Neste überfallenen Vogels. Und stumm um ihn her lag Alles.

Lange stand er und schaute hinaus. Endlich sagte er: „Ich will leben. Ich will nicht untergehn. Ich will ein Mann sein.“

9.

Im Arbeitszimmer auf Bredenfleth saßen sich Henning und Justizrath Möllwind gegenüber.

Es war am Tage vor dem Verkauf von Wittensee.

Da Detlev Hummelsbüttel, der gewissermaßen als Zeuge bei den Vorverhandlungen erwünscht gewesen, abgereist war, hatte der Rechtsanwalt dem Gutsbesitzer von Bredenfleth den Grafen Heesten auf Heidrehm als Stellvertreter vorgeschlagen. Henning war darauf eingegangen. Aus welchem Grunde der Justizrath gerade den ihm nicht sehr genehmen Herrn von Heesten ausgesucht, blieb unentschieden. Der Gutsherr von Heidrehm hatte sofort, wenn er auch ein wenig sich verwunderte, daß auf ihn die Wahl gefallen, angenommen. Er

hoffte Breide nützlich sein zu können. Herr von Heesten war, so zu sagen, der Unparteiische.

„Ich versichere Sie, Herr Graf, noch vor einigen Tagen hat Baron Breide das Geld geradezu fortgeschleudert, wie man Asche auf den Kehricht wirft. Ohne Bedenken, auch das ist mir bekannt, hat er noch von Berliner Wucherern in der letzten Zeit Geld zu achtzig vom Hundert aufgenommen. Das ist in der That ein Leichtsinn, der vor die Gerichte gehört. Es ist gut, daß das Morgen unter allen Umständen ein Ende erreicht. Und Sie sind gewillt, um jeden Preis Wittensee zu kaufen?“

Um jeden Preis, Herr Justizrath.

„Aber es könnte sein, Herr Graf, daß die Schlußsumme eine unverhältnißmäßig hohe wird. Die Gläubiger — es sind dreihundert und einundzwanzig — bis zu denen hinunter, die 20 oder 30 Pfennig zu fordern haben, sind entschlossen, den Preis zu schrauben, da ihnen bekannt, wie sehr Ihnen am Erwerbe Wittensee's gelegen ist.“

„Wie denn sollen die Gläubiger das Geld aufbringen, wenn sie gegen mich halten wollen. Das ist ja undenkbar.“

„Sie dürften irren. Das Geld spielt bei solchen Anlässen keine Rolle. Das ist vorhanden."

Nun, ich verstehe das nicht. Genug, ich wünsche Wittensee zu haben. Die Gründe sind Ihnen bekannt. Außerdem habe ich beschlossen, im Herrenhaus des Gutes eine Erziehungsanstalt für junge Geistliche einzurichten, die später in die Welt hinausgehen sollen, um dem greulichen Unglauben zu steuern und die Seelen zu erwecken. Jetzt aber wollen wir beten.

Henning schlug die Bibel auf, und legte seinen Kopf hinein, lange, unverständliche, eintönige Bitt- und Klagelieder murmelnd.

Der Justizrath saß hinter ihm, die Hände auf dem Bäuchlein gefaltet und sah mit komischer Miene über seine Brillengläser auf den Grafen. „Durchaus verrückt," dachte er.

Herr von Heesten wurde gemeldet.

Wie eine Erlösung kam es dem kleinen Rechtsanwalt. Er war nahe daran gewesen, in Angstschweiß auszubrechen.

*　*　*

Graf Heesten und der Justizrath hatten der Einladung Henning's Folge gegeben und blieben die Nacht auf Bredenfleth. Die Herren hatten zwei Zimmer nebeneinander, deren Verbindungsthür offen stand.

„Kommen Sie, kommen Sie, Herr Graf. Eine ausgezeichnete kalte Küche, warme Plättchen darunter, steht vor mir. Lassen Sie nicht länger auf sich warten."

Da bin ich schon, sagte eintretend der Erbherr auf Heidrehm.

Die Herren geriethen bald, kräftig den vor ihnen lagernden Weinen und guten Sachen zusprechend, in ein eifriges Gespräch.

„Ist es Ihnen erklärlich," sagte der Rechtsanwalt, „wie ein Mann von so klarem Verstande, wie ihn Graf Hummelsbüttel besitzt, so völlig sich verrennen kann in religiösen Wahnsinn. Ich versichere Sie, daß ich in meiner langen Praxis niemals einen Menschen wie dem Grafen begegnet bin, der in genialer Weise ein ungeheures Vermögen verwaltet und vermehrt hat. Er hat das Genie Bleichröder's. Und dabei dieser Blödsinn,

dieses sich selbst auf's Aeußerste Peinigen und Quälen."

Auch mir ist die Sache ein Räthsel. Er muß es geerbt haben. Wer weiß wer von seinen Vorvätern vor Hunderten von Jahren schon dieselben Gedankengänge gehabt hat.

„Ich begreife nicht, daß nicht die Regierung, der Oberpräsident, der Landrath des Kreises aufmerksam geworden sind. Haben Sie denn nicht von den Tubachören und Flötenschülern gehört, die der Graf auf seinen Dörfern heranbilden läßt, daß sie geistliche Gesänge begleiten. Das ist ja Gefahr für die Sittlichkeit."

Der Landrath des Kreises, Herr von Birkenstock, ist selbst ein außergewöhnlich frommer Mann. Trotzdem er nie aus seinem Bureau herauskommt, — der Neid muß ihm lassen, daß er der fleißigste Mensch des Weltalls ist, denn er sitzt Winters und Sommers von früh fünf Uhr am Schreibtisch —, glaube ich allerdings, daß er Kenntniß haben muß. Aber er wird im Stillen sehr mit den Tubachören und Flötenschülern übereinstimmen. In seiner Beschränktheit, in seinem stark ausgeprägten Hochmuth hält er diese Art

von christlichem Wandel für durchaus geeignet, die mehr und mehr zunehmende Außerachtlassung des Kirchenbesuchs wieder zurückkehren zu lassen.

„Aber der Oberpräsident.“

Der Oberpräsident, wie der Landrath Birkenstock, ist ein außergewöhnlich fleißiger, thätiger, umsichtiger Mann. Um fünf Uhr täglich sitzt er am Schreibtisch. Eine große Klugheit unterstützt seinen Fleiß. Es kommt bei diesem jedoch dazu, daß er kein Einheimischer ist. Er betrachtet wahrscheinlich seinen Posten nur als Uebergang zum Minister. Da gilt es, sehr vorsichtig zu segeln. Der Satrap einer Provinz muß immer in der Provinz selbst geboren sein. Er muß jeden Dachziegel, jeden Kohlkopf kennen. Er muß die Sprach- und Sprechweise des ihm unterstellten Landes genau verstehen. Vor Allem: er muß Herz haben. Vincke bleibt das Muster aller Oberpräsidenten. Nein, nein, ich wiederhole: Der höchste Verwaltungsbeamte muß aus den guten Familien der Provinz — gleichgültig, ob vom Adel oder nicht — hervorgegangen sein. Und zum Schluß: Er darf nicht des Geldes wegen dienen. Schwer reich soll er sein. Er muß vorstellen können.

„Da bleiben uns nur die Gendarmen übrig.“

Die Stellung eines Gendarmen — die unbequemste vielleicht im Deutschen Reich — steht, was Takt anbelangt, auf derselben Stufe mit unsern Botschaftern und Gesandten. Bald sollen sie sehen, bald sollen sie nicht sehen. Ich habe vor unsern Gendarmen immer die größte Achtung gehabt. In unserem Falle also nehme ich den Oberpräsidenten, die Regierung, den Landrath und die Gendarmen völlig in Schutz. Was denn ist vorgefallen bis jetzt? Daß ein reicher Mann Betstunden hält, sich „Sendboten“ aus Süddeutschland verschreibt, seine Dienerschaft langweilt durch häufige Andachten, auf seinen Höfen und Dörfern Tubachöre errichtet — das Alles ist doch kein Grund zum Einschreiten der Behörden.

„Sie werden sehen, Herr Graf, die Sache nimmt kein gutes Ende.“

Daran zweifle ich nicht einen Augenblick.

„So müßte vorgebeugt werden . . .“

Die Thür öffnete sich und der alte Kramer trat mit leichenblassem, erregtem Gesicht ein. Er vergaß auch jetzt den Kammerdiener nicht.

Nach einer tiefen Verbeugung sagte er etwas unsicher:

„Ich bitte recht sehr um Vergebung, meine Herren, daß ich in so später Nachtstunde noch erscheine, allein ich glaube, daß es mir meine Pflicht gebietet . . .“

Wie aus weiter Ferne klangen Posaunenstöße.

Graf Heesten und der Justizrath sprangen auf, und wie auf ein unausgesprochenes Befehlswort folgten sie Herrn Kramer, der mit einem Laternchen ihnen voranschritt durch lange Zimmerreihen und Gänge. Endlich waren sie im westlichen Theile des weitläufigen Gebäudes angekommen. Herr Kramer bat seine Begleitung mit einer Handbewegung in eine Nische und löschte sein Licht.

Mit dumpfen Tubatönen, mit Fackelträgern näherte sich ihnen ein feierlicher Aufzug. Voran ging Lesage. In jeder Hand hielt er einen dreiarmigen Leuchter mit brennenden Kerzen. Das gelbe Gesicht des Kerls mit dem gemeinen Ausdruck sah geradezu scheußlich aus. Hinter ihm wankte der Graf wie ein Betrunkener; auch seine Augen stierten wie die eines schwer Betrunkenen;

sein Antlitz war aschfahl. Mein Gott, mein Gott, war das der frühere schneidige Garde-Dragoner-rittmeister?

Rechts und links wurde Henning unterstützt von dem dicken und dem dünnen Sendboten, vom Pantoffelmacher und vom Schneider. Eine infame, niederträchtige Geberde lag auf ihren Zügen.

Dann folgten dickbackige Bauerburschen, Kutscher, Käthner, Gärtner, die die abscheulichsten Töne in die Posaunen stießen. Ihnen endlich folgte eine Schaar von älteren Männern, die unaufhörlich unverständliche Gesänge plärrten.

„Dieser Aufzug ist der erste der Art,“ flüsterte der alte Kramer.

Graf Heesten wollte wüthend auf die Vorüberziehenden losspringen. Der Justizrath hielt ihn zurück: „Noch nicht.“

So watschelte, wackelte, wanderte im Grabesschritt die Gesellschaft bei ihnen vorbei.

Heesten, Möllwind und Kramer schlossen sich unbemerkt dem Zuge an. Dieser endete in einem zur Capelle eingerichteten Eckzimmer. Immer noch unbemerkt standen die Ebengenannten. Doch konnten sie Alles überschauen.

Der Graf wurde in einen mit schwarzem Tuch über und über behangenen Stuhl gesetzt, der vor einem zum Altar umgewandelten Tische stand. Lesage setzte auf diesen die Leuchter und trat dann zurück. Hinter dem Sessel des Rittmeisters hatte sich die Begleitung im Bogen aufgestellt. Es paßte Alles, als wären Proben vorhergegangen.

Nun betrat der Dünne die Stufen des Altars und begann eine donnernde Rede. Er sprach scharf dem armen Henning in's Gewissen. Immer frecher, immer fanatischer schmähte er auf alle, die nicht dem Glauben anhingen.

„Soll ich den Schuft an die Gurgel?" murmelte Heesten.

„Noch nicht, noch nicht," hielt ihn der Justizrath zurück.

Der Dünne hatte geendet und der Dicke (der Pantoffelmacher) trat vor. Seine Predigt — er sprach nicht schlecht — klang gemäßigter. Aber auch er peinigte den vor ihm Sitzenden.

„Sind denn die Bauern, die Dienerschaft Henning's solche feige Bande, daß sie nicht vorstürzen und die Kerls zerreißen," flüsterte wieder Heesten.

Der Pantoffelmacher, ein abscheuliches Lächeln auf dem fetten Gesicht, schloß mit einer furchtbaren Drohung auf die ewigen Höllenstrafen.

Da hielt es Herrn von Heesten nicht mehr. Mit einem gewaltigen Sprunge stand er vor'm Altar. Und rechts und links die Sendboten vor die Brust packend, schleuderte er sie in die Ecken: Schufte, verdammte, in's Gefängniß mit euch.

Dann winkte er den Knechten und gebot ihnen — alle gehorchten willig — die beiden Betrüger festzunehmen und sie bis zum andern Morgen in's Spritzenhaus zu stecken. Als arge Betrüger und Spitzbuben sind die Beiden schon in den nächsten Wochen — von der Staatsanwaltschaft angeklagt — von den Gerichten bestraft.

Henning Hummelsbüttel wurde ohnmächtig, unterstützt vom Justizrath und vom alten zitternden Kramer in sein Schlafzimmer getragen.

10.

Der Vorfall der vergangenen Nacht hatte nicht verhindert, daß am folgenden Tage, am 5. September 1884, das adlige Gut Wittensee für den hohen Preis von einer Million zweimalhundertundfünfundsechszigtausend Mark in den Besitz des Grafen Henning von Hummelsbüttel auf Bredenfleth überging.

Die Schulden Breide's waren, trotz der großen Summe, damit noch nicht gedeckt. Etwa hundertundsiebenzigtausend Mark mußten noch bezahlt werden, wollte Breide seine sämmtlichen Verbindlichkeiten ausgleichen. Mit dem, was Heilwig und ihm als zu eigenen Händen gehörte, konnte es geschehen. Und keinen Augenblick zögerten die Beiden; keinen Augenblick auch schlug die Füstin vor, mit

den rasch zu Gelde gemachten Sachen zu fliehen. Was auch hätte es genutzt. Wie der Storch sein altes Nest, hätten immerdar die Gläubiger Breide zu finden gewußt.

Heilwig gewann durch den Verkauf ihres Schmuckes, den sie ohne Bedenken und ohne eine Thräne zu vergießen hingab, an neunzigtausend Mark. Breide verkaufte seine Reitpferde (— die übrigen waren mit im Verkaufe des Gutes begriffen gewesen —), und aus diesen, aus der Einrichtung der Zimmer, aus auch den letzten werthvollen Sachen, und waren es selbst theuere Andenken gewesen, wurden die Restschulden geordnet. Zum 16. September war die Abreise festgesetzt. Kaum so viel Geld blieb noch, daß Breide und seine Frau in ein bayerisches Städtchen ziehen und dort die ersten Wochen leben konnten. Der Baron wollte unter keinen Umständen je wieder borgen; er wollte sich selbst emporheben. Was immer ihm geboten würde, um seine Frau und sich, und sei es noch so kümmerlich, zu ernähren, wollte er bedingungslos annehmen. Vergebens bat ihn seine edle Schwester, für den Anfang eine kleine Summe von ihr zu empfangen. Er schlug es ihr rundweg ab.

Am Abend vor der Abfahrt besuchte er — das brachte auch nur Breide fertig — noch einmal Dorf Wittensee, die Häuser und Kathen, die um das Schloß lagen. Ueberall begegnete er weinenden Augen. Auch in die Schmiede, in der er seit seinen Kinderjahren sich gern aufgehalten und den fleißigen Arbeitern zugeschaut hatte, trat er ein. Just war ein Abend, an dem lange gesammelte, nach und nach angekaufte alte Hufeisen geschweißt und aus ihnen neue geformt wurden. Ein prächtiges Bild: Mit der rechten Hand die Stange zum Blasebalg auf- und niederziehend, schürte die linke in der furchtbaren Gluth. Es war ein alter Geselle, der das verrichtete. Er sah aus wie ein polnischer Starost; so vornehm hing ihm der lange graue Schnurrbart hinunter. Ein anderer trug das Eisen herbei und warf es in's Feuer; ab und zu that er Sand hinein, dämpfte und vermehrte mit einem nassen Lappen die Hitze. Ein dritter Geselle, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, daß an den nervigen Armen die Sehnen zu sehen waren, holte das glühend gewordene Eisen heraus mit einer Zange, um es auf den Ambos zu legen. Dann rief er: Jetzt. Und nun, das Stück mit

der Zange regierend, schlugen er und die rasch hinzugetretenen beiden andern im gleichen Takt auf das werdende Hufeisen. Der Hauptgeselle, in der linken Hand mit der Zange festhaltend, schlug zuweilen einige Schläge auf den Ambos (wie der Haarkünstler wohl die Scheere einige Male in der Luft auf- und zuklappen läßt), dann gab es jene klingenden hellen Töne, die unser Ohr so sehr erfreuen, wenn wir an einer Schmiede vorbeigehen. Sie hämmerten im Dreiviertel-Takt. Auch begleitete das Schlagen eine Art Gesang. Der eine rief: Dat makt nix, dat makt nix, dat makt nix. Der zweite: Man to, Jung, man to, Jung, man to, Jung. Der dritte: Stah fast, Hans, stah fast, Hans, stah fast, Hans. Die Funken flogen bis in die Ecken der Werkstatt, ab und an blitzten blaugrüne Sterne dazwischen. Ist das Hufeisen im Großen fertig, dann schneidet der eine das Ueberflüssige ab, höhlt mit einem Spitzhammer die Rille, und wirft es dann zu den schon erkalteten. Ein kleiner schwarzberußter Lehrjunge krabbelt in all' dem Getöse wie ein Kobold herum, bald dies, bald jenes holend oder wegtragend.

Breide gab den braven Arbeitern ein Trinkgeld und schüttelte ihnen die schwieligen Hände.

Auf seinem Weg zum Schlosse wiederholte er oft: Dat makt nix. Man to, Jung. Stah fast, Hans.

Ja: Stah fast, Hans! Das mußte nun für alle Zeit sein Feldgeschrei sein.

Im Zimmer traf er nur Wulfhilde. Heilwig traf die letzten Anstalten zur morgigen Reise.

Als er sich der Fürstin gegenübergesetzt hatte, erhob sich diese und trat ernst vor ihn hin. Sie nahm seine Hände in die ihren, und drückte ihn sanft, als er aufstehen wollte, in den Sessel zurück. Ihm ruhig und klar in die Augen blickend, sagte sie: „Sieh, mein lieber Bruder, ich möchte Dir ein paar tiefe Worte in's Herz tropfen. Ein neues, schweres, für Dich unsäglich schweres Leben steht Dir bevor. Du hast es selbst gewollt. Du allein bist schuld, daß es so gekommen ist. Nun steh' fest, Breide, (stah fast, Hans! murmelte er), und halte aus. Demüthigung über Demüthigung wird Dir nicht erspart bleiben. Hunger und Kummer werden Dich vielleicht Jahre lang begleiten. Bedenke eins: Du hast ein Weib, ein unvergleichlich liebes Weib.

Wenn auch sie nicht freizusprechen ist — aber nun schon hat sie gesühnt. Wie sehr hat sie ihre Heftigkeit abgelegt. Auf den Händen von nun an sollst Du sie tragen; mit Deinen Fingern mußt Du Steine auseinanderreißen, kannst Du ihr damit ein weiches Pfühl verschaffen . . . Ich wollte, Du hättest mein inniges Gottvertrauen, wie viel trübe Stunden würdest Du weniger haben . . . Und sieh, mein Breide, Du hast so Furchtbares erdulden müssen in den letzten Zeiten, da möchte ich Dir noch ein Trostwort mitgeben, ehe Du Morgen in die leere, weite Welt ziehst . . .“

Die Fürstin schwieg einige Minuten. Breide hatte sein Haupt mit geschlossenen Augen an ihre Brust gelehnt.

Wulfhilde fuhr fort:

„Ich habe schwer mit meinem Gott gerungen, ehe ich meinen Entschluß fassen konnte, den ich Dir nun sagen will. Gott ist die Liebe, und ich habe sein leises: Ja! gehört.

Du hast ein Söhnchen in Berlin (er trägt Deinen Vornamen). Er war die Veranlassung zu jenem ungeheuerlichen Auftritt auf der Station, von dem noch immer die Provinz sprechen wird.

Ich sprang gewissermaßen mitten in die Geschichte hinein. Du erinnerst, daß ich — ich wollte euch überraschen — in jener schweren Stunde mit der Bahn eintraf.

„Deinen kleinen Sohn, dem Du leichtfertig das Leben gabst, will ich in diesen Tagen, ehe ich nach Trauttenberg zurückgehe, in Berlin besuchen, und will für ihn sorgen, bis du wieder dazu im Stande bist. Der alte Kramer, wenn er abkommen kann und es seine weißen Haare erlauben, wird mich begleiten. Ich habe noch weitere Pläne, kann vor der Hand aber Dir nichts Bestimmtes darüber mittheilen. Stelle Dir immer wieder vor die Seele, daß es das Schwerste für ein treues Frauenherz ist, ein Kind ihres Mannes von einer Fremden an die eigene Brust zu drücken. Verzage auch deshalb nicht.

„Und nun, mein Breide, Muth! In's Leben hinein. Angefaßt. Wir Menschen sind alle gleich. Und zum Schluß: Ich bleibe Deine Schwester."

Breide war aufgesprungen, und lag, weinend wie ein Knabe, an der Schulter der Fürstin: „O, Du unvergleichliche Schwester. Wo hört Deine Klugheit auf, wo fängt Dein Herz an; wo hört

Dein Herz auf, wo fängt Deine Klugheit an. Wie eine liebe, schöne Göttin gehst Du durch's Leben. Und wo Du bist, ist die Morgenröthe und der helle Tag zugleich.

11.

Auf dem Berliner Bahnhofe in Hamburg saßen gegen zehn Uhr Abends in den letzten Septembertagen ein sehr vornehm aussehender Herr — gewiß ein Gesandter, ein hoher Hofbeamter oder in ausgezeichneter Stellung —, dessen schneeweißes Haar leicht auf die Schulter fiel, und eine gleichfalls sehr vornehme Dame, die um die Hälfte der Jahre jünger als ihr Begleiter entschieden sein mußte. Der alte Herr war von zartester, rührender Aufmerksamkeit, so daß ihn die Dame immer von neuem aufmerksam machen mußte, daß sie als Vater und Tochter Witthöft reisten, und nicht als Fürstin Trauttenberg und Herr Kramer.

In Berlin nahmen Vater und Tochter Witthöft im Kaiserhof Zimmer. Am folgenden Morgen

besuchte Herr Kramer die Nachoder Straße, und erfuhr, daß Nummer 42a eine bejahrte Wittwe Krause wohne. Und am Nachmittag desselben Tages waren die Fürstin und er auf dem Wege nach der Nachoder Straße. Sie fanden in Frau Krause eine äußerst verbindliche, grauhaarige Dame. Als diese nach den Wünschen der Angekommenen sich erkundigte, und die Fürstin sich als die Schwester Breide's zu erkennen gegeben hatte, wurde der Besuch eingelassen in's Zimmer. Es sah freundlich, reinlich und behaglich aus. Die Wittwe entfernte sich, um den kleinen Breide zu holen. Bald erschien sie wieder mit einem etwa fünfjährigen, allerliebsten Knaben an der Hand. Die großen braunen Augen, „halb im Leben, halb im Schlafe stehend“, schauten ein wenig neugierig auf die fremde Dame, die ihn dann stürmisch auf die Arme nahm und ihn herzlich küßte. Welche Aehnlichkeit mit meinem Bruder, dachte sie. Als Wulfhilde, und schon in den ersten Minuten, zu der Ueberzeugung gelangt war. daß hier Alles zum Besten stehe, zog sie sich mit Frau Krause auf das Sopha zurück, den Kleinen im Schooß behaltend, und besprach das Fernere: daß einstweilen das Kind in der Wittwe

Obhut bleiben solle. Das Geld werde von nun an bis auf Weiteres von Trauttenberg kommen. Gar zu gerne hätte sie sich über des Knaben Mutter erkundigt, aber sie unterließ es. Was auch sollte es, wußte sie doch, daß des Kleinen Mama bei seiner Geburt gestorben sei.

Befriedigt über das, was sie gesehen und gehört hatten, fuhren Wulfhilde und Herr Kramer nach dem Kaiserhof zurück, um sich noch am selben Abend nach Nord und Süd zu trennen. Der treue Kammerdiener konnte im Nachtzuge nicht schlafen. Fortwährend schwebte ihm das Bild seines unglücklichen Herrn vor den Augen. Aber auch ein anderer Gedanke wollte nicht weichen. Es war ihm, als wenn ein wiederkehrender Wunsch nicht von ihm weichen wollte: Es noch zu erleben, daß der kleine Breide als Erbherr von Bredenfleth und Wittensee eingesetzt würde. Und auch in die Träume der Fürstin spielten ähnliche Zukunftsbilder.

12.

Acht Wochen nach dem Verkauf von Wittensee hatte Breide eine Anstellung als Schaffner bei einer Bahn im Süden der Provinz Posen gefunden.

Wer mit der trockenen Schwarzbrodrinde im Munde geboren ist, wird die Sorgen nimmermehr so empfinden können, als von seinen Mitbrüdern der, der mit einem goldenen Lutschbeutelchen zur Welt kam und später am Schandpfahl der Armuth stehen muß.

Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, heißt ein Wort. Ein böses, aber wahres Wort. Freſſ' ich meinen Nebenmann nicht, frißt er mich. Ei, Jeder ist sich selbst der Nächste.

Ein greuelvolles Gedränge ist das Leben. Einer trampelt über den andern und auf dem an=

dern, um hoch zu kommen, und wenn dies auch nicht sein Wunsch, um Luft zu haben.

Wie bei einem Schiffbruch, wenn das Rettungsboot, in dem wir saßen, umschlägt, so arbeiten, stoßen, zappeln, schwimmen wir, um den Kiel des gekenterten zu erkrallen; rücksichtslos schleudern wir den Schwächeren in's Wasser zurück, und kommt es darauf an, in letzter Athemnoth, wir beißen in die Fäuste des Nachbarn, daß er die Planke losläßt, damit wir, wir, wir — der einzelne nur gerettet werden. Das ist so menschlich. Es kann nicht anders sein.

Die wenigen guten Eigenschaften, die uns mitgegeben sind — und Keiner ist ohne solche geboren — arten in Schwächen aus, überlassen wir uns ihnen. Mit Entsetzen merken wir bald, daß uns diese schnell und schlau abgelauscht sind und mit allen Kräften ausgebeutet werden. Verwundert erst, dann traurig, zuletzt mit zorniger Stirn, vergraben wir sie, suchen wir sie wenigstens zu vergraben, denn immer wieder tritt zu Tage, wie ein sandverschütteter Quell sich wieder vorzudrängen sucht, was uns eingeimpft war, als wir das Licht unserer Erde erblickten. Ein schlechter Charakter

kann nie zum guten, ein guter nie zum ganz schlechten werden. Wir selbst können wenig dabei thun. Es ist unser Erbtheil: Was vor tausend Jahren vielleicht einer unserer Voreltern in Blut und Gehirn hatte und mit ihm in die Erde ging, wer weiß es, feiert seine Auferstehung wieder in uns. Um so milder sollten wir uns beurtheilen.

Aber fester Wille, Selbstzucht, dringender, fort und fort gestachelter Wunsch: wahr zu sein in Allem, und endlich: immer und immer wieder sich zu wiederholen: sei edel, sei gut, immer sich zu sagen: Erhebe dich nicht über die andern: Du konntest nicht in ihr Herz sehen — das sind die Felsblöcke im Triebsand des Tages, die wir mit harter Hand festhalten müssen, sonst . . .

Der Bedauernswertheste von zwei Menschen, die arm und reich in der Wiege lagen, ist ohne Zweifel derjenige, der reich geboren, mit besten Mitteln erzogen, nur in der „großen Welt“ gelebt hat, und nun, ob durch Selbstschuld oder nicht, plötzlich im ekelhaften Schmutz der Armuth waten muß. Der Arme, der nie ein anderes gekannt hat als ein Bett aus Haidekraut und Stroh, wird es jenem nicht nachfühlen können, wie ihm die

Pulse geschlagen, wie er die Nägel in die Handfläche grub, als er Hinz und Kunz auf seinen Vollblutpferden davonreiten sehen mußte. Aus dem dumpfen Neidgefühl, das der arme Teufel früher dem bei ihm im eigenen Wagen Vorbeifahrenden häßlich nachlächelte, ist ihm Spott und Hohn geworden, und ein tief in uns Menschen allen schlummernder Wunsch, unsern besser gestellten Bruder baldmöglichst im heißen Kessel des Unglücks zu wissen, zeigt sich dann befriedigt: „Nun, du Hallunke, der Hunger packt nicht übel, nicht wahr?"

Mitleid, jenes süße Veilchen von einem schöneren Stern, das uns eine liebe Fee mit auf den Erdenweg gab, daß wir doch ein Erinnern hätten, daß wir einst nicht Wolf neben Wolf treten mußten, Mitleid — kann ruhig in unseren Herzen wohnen neben jenem heißen, heimlichen Wunsch: möge der uns durch irgend ein Schicksal über uns gestellte, höhere, reichere, begabtere, vornehmere Mensch doch schon in der nächsten Stunde vor uns, mit den Beinen nach oben, gekreuzigt hängen.

O, wie liebevoll denken wir von einander!

— — — — — — — — —

Breide hatte den Gedanken, sich selbst zu tödten, erwogen. Aber der kräftige, gute Kern seines Innern ließ ihn nicht weiterkeimen.

Zum Selbstmorde, wenn nicht im Wahnsinn ausgeführt, gehört ein ganz besonderer Muth. Das Eintauschen dieses Lebens, und ist es noch so trostlos und trübe, mit einem ungewissen andern hält manchen zurück. Und selbst der Gedanke, daß nach dem erlösenden Schuß, nach dem Sprung in's Wasser auf Nimmerwiedersehen wir tiefe, tiefe, nie gestörte Ruhe haben, läßt den andern so schwer los: Blüht denn wirklich nicht noch irgendwo für uns im großen Garten der Erde ein Glücksblümchen?

Freilich, was hatte Breide zu erwarten? Ei doch! — wenn er allein gewesen? . . . Hätte er sich nicht, beim letzten Becher Wein, die Faust auf den Tisch trumpfend, gesagt: Lustig hab' ich gehaust, die Weiber hab' ich geliebt und sie haben mich geliebt, Geld hatte ich so viel ich wollte, um immer, und das gab mir so fröhlichen Sinn, glückliche Gesichter um mich zu sehen. Und nun?

Schließlich brach sein Humor durch; sein gerades ruhiges Denken, sein edles Gemüth stemmten

sich. Immer mehr sah er die elende Feigheit ein, sich fortzuschleichen in's Dunkle, weil ihm die Butter zum Brod fehle.

Und dann war es vor Allem sein Weib, das er sich nicht vorstellen konnte, wie sie über seiner Leiche lag, im Tode ihn noch anklagend: Weshalb verließest du mich? Bin ich von dir gegangen?

Stah fast, Hans! rief er laut, und mit beiden Händen in die scharfen Messer des Lebens greifend, hielt er stramm, und bluteten sie auch noch so sehr.

Breide Hummelsbüttel war Schaffner an einer Bahn im Süden der Provinz Posen. Der Eisenbahnminister, dem die Verhältnisse des Barons zur Kenntniß gekommen, hatte Herrn „Büttel“ mit gütigem, wohlwollendsten, menschenfreundlichsten Herzen die Stelle sofort verschafft.

In der Breslauer Straße in Rawicz wohnte er. Nicht um Haaresbreite war er gesunken. Seinen neuen Dienst vertrat er mit Eifer. Jeden Pfennig brachte er seiner Frau.

Heilwig, immer sich gleich bleibend, sich aufopfernd, leitete bewunderungswürdig den kleinen Haushalt. Nur ein kleines Judenmädel hatte sie zur Aushilfe.

Und nun kamen die Entbehrungen. Als die Spritlampe zu theuer wurde, wurde ein Petroleumkochofen gekauft. Wie greulich das stank.

Aber es half nichts. Nur ab und zu nahm es Breide Wunder, wie seine Frau mit dem kleinen Haushaltungsgelde durchkommen konnte, wie sie es doch fertig brachte, ihm kleine Annehmlichkeiten zu bereiten, die in's Werk zu stellen, sein Gehalt nicht hinreichen konnte. Er ahnte nicht, daß seine Schwester auf Umwegen Heilwig Geld zukommen ließ. —

Seine freien Tage und Stunden benutzte er, um auf der nächsten Telegraphenstation sich einzuüben. Rasch eignete er sich das Nöthige an.

Schon nach einigen Monaten vertrat er commissarisch auf längere Zeit einen Bahnmeister. Seinen Wohnsitz behielt er in Rawicz. .

Zeitungen las er nicht mehr. Briefe schrieb er weder, noch erhielt er solche. Nur Vergessenheit in Arbeit wollte er.

Im Herbste des nächsten Jahres wurde Heilwig krank. Sie schien die Last nicht mehr tragen zu können. Doch raffte sie sich wieder auf. Wie unermüdlich war Breide, ihr kleine Ueberraschungen

zu machen; wie hielt er ihre Hände, wie stützte er stundenlang, an ihrem Bette sitzend, im Kissen ihr Haupt, weil er wußte, daß sie dann ruhiger, sicherer, sanfter schlafe.

Manches Mal war er selbst nahe daran, zusammenzubrechen. Stah fast, Hans! rief er dann, und hochaufgerichtet ging er dann die Dornenbahn der schweren Arbeit weiter. Mehr als im Anfang seines neuen Lebens dachte er oft zurück an Holstein, an Wittensee, an seine Berliner Zeit — und Heimweh, immer unerträglicher werdend, peinigte ihn. Auch darüber scherzte er sich hinweg. Sein Humor hatte ihn nicht verlassen.

Alle die Demüthigungen, die die Armuth im Gefolge hat, trug er stolz auf seinem breiten Nacken. Und wollte es gar einmal nicht länger gehen, schaute er stumm in die liebevollen Dulderaugen Heilwig's. Und: Stah fast, Hans! lachte er dann.

Immer bekümmerter schlug ihm das Herz: Tag nach Tag schwand ihm mehr sein Weib dahin. Sie konnte beim besten Willen nicht mehr aufrechtstehn: Das Leben war zu schwer, zu furchtbar schwer.

Da fiel ihm wieder die Selbstbefreiung aus

den Ketten der elenden Tagfahrt durch den Tod ein. Keiner ist verpflichtet, mehr zu leisten als er kann. Und es ging nicht mehr . . . Er hatte sich's schon zurecht gelegt. Ohne daß es Heilwig merken sollte, wollte er ihr ein schmerzloses rasch-tödtendes Gift in einem Glase Wasser, in einer Tasse Thee, oder wie immer es die Gelegenheit bot, geben. Dann ihren erkaltenden Arm um seinen Hals legend, seinen Kopf an ihrem Herzen, wollte er selbst den Rest schlürfen.

Da erhielt er aus dem Ministerium ein Schreiben, daß er zum Vorsteher der Eisenbahnstation Sczal-mierczе ernannt sei. Mitten im Walde, das wußte er, hart an der russischen Grenze lag das einsame Haus. Sein Gehalt wurde das fünffache, als was er bisher empfangen.

Ueberglücklich eilte er in die Breslauer Straße zu seiner Frau. Es war spät in der Nacht. Heilwig schlief als er eintrat. Seinen Stuhl leise an das Kopfende des Bettes stellend, zog er sie an sich und küßte sie. Sie streckte ihm, noch halb im Schlafe, die Arme entgegen, und hörte, die Augen allmälig größer öffnend, die Freudenbot-schaft.

Und nun wurde sie auch wieder gesünder. Die glückliche Nachricht ihres Mannes hatte auf sie gewirkt wie die beste Medicin. In einigen Tagen schon war der Umzug vollzogen. Alle Noth schien gehoben. Sie hatten ein einkömmliches Gehalt. Lagen sie auch weitab von der großen Heerstraße der Welt, besaßen sie doch nun ein eigenes gut gebautes Haus. Gartenland und etwas Feld, das mit Mühe den großen Waldmassen abgewonnen war, stand zu ihrer Verfügung.

Als sie an ihrem neuen Bestimmungsort ankamen, empfingen sie die polnischen Holzarbeiter und die wenigen Beamten, die Breide dort unterstellt waren. Mit demselben Zuge ging auch, von Wulfhilde, ein vortreffliches Jagdgewehr für Breide ein. Und er und Heilwig und Alles rief: Hurrah!

13.

Bredenfleth, den 18. Januar 1885.

Liebe Wulfhilde!

Gestern Abend 6 Uhr ist hier mein Bruder Henning sanft in meinen Armen entschlafen. Möchtest Du Trauttenberg bitten, des weiten Weges und des Winters halber, nicht zu kommen. Den Aufenthaltsort Heilwig's und Breide's kenne ich nicht. Du hast ihn mir aus Dir genehmen Gründen, trotz mehrfacher Anfrage meinerseits nicht genannt. Ist er Dir bekannt, so bitte ich, sie von dem Ableben Henning's gütigst in Kenntniß setzen zu wollen.

In etwa 14 Tagen schreibe ich Dir ausführlich.

In treuer Anhänglichkeit

Dein Vetter

Detlev Hummelsbüttel.

Bredenfleth, den 3. Februar 1885.

Liebe Wulfhilde!

Tausend Dank für Dein theilnehmendes Schreiben vom 23. vorigen Monats.

Du verzeihst, daß ich nicht eher antwortete, aber die Umstände, wie es Dir klar sein wird, verhinderten es. Ich will jetzt um so breiter sein.

Wie Du aus meinen Briefen weißt, bin ich schon seit einem Jahre auf Bredenfleth. Der Zustand meines verstorbenen Bruders forderte dies dringend.

Du erinnerst, daß Henning beim Ankauf Wittensee's nicht zugegen war. Er lag todtkrank nach den Ereignissen jener Nacht, in der Heesten die beiden Betrüger vor seinen Augen entlarvte. Du selbst hattest damals die Güte, mir in Deiner bestimmten, klaren, immer etwas kühlen Schreibweise darüber zu berichten.

Mein Bruder, wie mir später Möllwind, Heesten und Pastor Tröster — der mir, nebenbei gesagt, immer mehr gefällt durch sein wahres, menschlich denkendes Herz — in langen Briefen erzählten, schien sich erholen zu wollen. Aber nur eine kurze Zeit hatte dies den Anschein. Im Januar vorigen Jahres wurde ich, auch dies ist Dir schon durch

mich bekannt geworden, durch Depesche nach Bredenfleth gerufen. Henning rang mit einem schweren Nervenfieber, aus dem er körperlich gesundete. Seit jener Zeit aber tauchte er völlig in die unergründlich tiefe See des Wahnsinns unter. Ihn in eine Irrenanstalt zu bringen, lag die Nothwendigkeit nicht nahe. Sein Verrücktsein war harmloser Art. Er hatte zwei fixe Ideen: bald glaubte er Moses, bald der Prophet Jesaias zu sein. Betrachtete er sich als ersteren, ging er, in einen Mantel gehüllt, mit einem weißen Elfenbeinstab in der Hand — dem Mosesstab — stumm, langsam, feierlich durch die Gänge und Zimmer des Schlosses, durch Hof und Garten, und führte das auserwählte Volk Gottes durch das rothe Meer. Das rothe Meer war ihm der kleine Runenteich im Park. Beim ersten Auftritt dieser Art schritt er — wir hatten keine Ahnung von seinem Vorhaben — mitten in's Wasser hinein, und wäre ertrunken, wenn ihn nicht Gartenarbeiter gerettet hätten. In der nächsten Nacht schon ließ ich den Weiher zuschütten. Das hinderte ihn nicht, diese Stelle bis an seinen Tod für das rothe Meer zu halten. Glaubte er sich als Prophet Jesaias, dann war die Sache nicht

so erträglich. Er predigte, schrie, zeterte, riß sich die Haare aus, daß wir immer alle Mühe hatten, ihn zu beruhigen. Nur einen Menschen konnte er unmittelbar um sich haben: Lesage. Dieser widerwärtige Bursche allein konnte ihn bändigen und beschwichtigen. So ließ ich ihn natürlich stets in seiner Umgebung.

Nun aber kommt das Merkwürdige. In den Tagen und Stunden, in denen mein unglücklicher Bruder nicht krank war, zeigte sich bei ihm in der Verwaltung seiner Güter und Liegenschaften, namentlich aber in der Art zur Vermehrung seiner Gelder eine so äußerst kluge und klare Berechnung, daß Möllwind und ich aus dem Staunen nicht herauskamen.

Wenn Henning von jeher vernünftig, sparsam gewesen, so steigerte sich dies, namentlich in den letzten Monaten zu einem Geiz, der jeden Begriff übersteigt. Er wäre verhungert, hätten wir nicht aufgepaßt. Erkläre mir dies Alles, liebe Wulfhilde. Ja, wenn je ein Mensch über den andern den Schleier heben könnte.

Sein Testament bestand eigentlich nur in zwei Worten. Er hatte mich zum Universalerben eingesetzt. Nicht ein Legat sonst, und, merkwürdig,

keine Stiftungen für die Kirche. Selbst Lesage hat er nicht mit einem Pfennig bedacht. Ich habe dem Menschen ein großes Stück Geld gegeben und ihn entlassen. Geheimnisse kann er ja nicht verrathen.

Ich wate nun im Golde. Aber in Versuchung, es zu verschwenden, komme ich nicht mehr. Ich bin ganz ruhig und väterlich geworden.

Was also thun mit dem Mammon? „Gutes thun," höre ich Dich einfach sagen. Ja, Wulfhilde, ich will es. Da stehen denn Heilwig und Breide in erster Linie. Möchtest Du mir mit Deinem stets bewährten Rathe beistehen, wie ich das am Taktvollsten ausführe.

Breide und ich haben uns gehaßt. „Treck di man wedder de Stebeln an," lautet ja das auch Dir wohlbekannte alte plattdeutsche Wort unserer Bauern. Ich habe nie recht den Sinn verstehen können. Jetzt ist er mir klar: Nur ruhig; gemach; kein Zorn; hast du die Stiefel wieder angezogen, kannst du auch wieder vor deinen Feind treten — und dann werdet ihr schon einig und Freunde werden.

Schreib' das Wort an Breide von mir. Dann wird er lachen, und die Brücke ist gebaut zwischen ihm und mir. Ich hätte niemals geglaubt, wenn Du mir nicht in Deiner letzten Zuschrift Alles so

durchsichtig über ihn und Heilwig auseinander gesetzt hättest, daß er s o handeln würde, daß er so handeln k ö n n t e, wie er es gethan. Welche wunderbare Gesellen sind doch von jeher in unserm Geschlechte gewesen!

Nun muß ich Dir zum Schluß ein kleines Geheimniß in die zierlichste Ohrmuschel tuscheln, die je einem classisch schönen Frauenkopf gehörte. Erschrick nicht: Ich habe Heilwig geliebt, so bitter ernst, so teuflisch süß, wie ein Mann ein Weib lieben kann. Aber ihre Treue und Anhänglichkeit, ihre heilige Scham hielten mich ab, sie weiter zu versuchen. Deshalb meine Flucht nach Italien im September 84. Liebe Wulfhilde! All is gone! Nur die denkbarste Bewunderung für solch' eine Frau, wie Heilwig sie ihrem Gatten bis heute gewesen ist, ist geblieben.

Das mußte ich Dir sagen, damit Du vielleicht später Manches nicht mißverstehen möchtest. Und nun erwarte ich in Bezug auf Heilwig und Breide Deine Vorschläge.

Immer

Dein treuer Vetter

Detlev Hummelsbüttel.

14.

Am Abend des dritten Tages nach dem Empfang des letzten Schreibens aus Bredenfleth, ging die Fürstin an ihren Schreibtisch, um Detlev zu antworten. Es lag nicht in ihrer Art, Briefe mit wendender Post zu erwidern. Zwei oder drei Nächte mußten dazwischen liegen. Auf und ab, in ihrer ruhigen Weise, um zu überlegen und zu erwägen, ging sie in ihrem Zimmer. War ihr Alles klar und festgesetzt, zögerte sie nicht, um die Ausführung dann so rasch wie möglich folgen zu lassen.

Als sie nun an den Schreibtisch trat, die Zuschrift an Detlev begann, ahnte sie nicht, daß in diesem Augenblick im Telegraphenamt des Städtchens Trauttenberg, das tief unten am Fuße des Felsens lag, auf dem Schloß Trauttenberg in die

Straßen drohte, der Beamte für sie eine Depesche ausfertigte.

* * *

Am selben Tage, als Wulfhilde Detlev's Schreiben erhalten, hatte Breide einen erbetenen zweitägigen Urlaub angetreten.

Ihm war von dem in Brüssel lebenden Fürsten Jablonski, dem die weitläufigen, zusammenhängenden Wälder, in denen das Stationsgebäude wie eine Perle in der Muschel eingeschlossen lag, gehörten, in liebenswürdiger Zuvorkommenheit gestattet, in seinen Forsten zu jagen, wo immer es ihm beliebte. Und nun wollte Breide von dieser Erlaubniß zum ersten Mal Gebrauch machen.

Im einfachen, starken, wetterbestehenden Jagdanzug, auf den dunklen Haaren den uralten grauen Filz mit der unscheinbaren Sperberfeder, den Hals gebenden, lustigen Hund an der Seite, trat er in's Freie. Als er ein Streckchen gegangen, wandte er sich, und begrüßte Heilwig, die vom Fenster aus ihm nachsah. Die Baronin war so froh, ihren Mann einmal wieder als Jäger zu wissen. Kannte sie doch seine Leidenschaft.

Breide schwenkte sein Gewehr wie beim letzten

Ausflug in Wittensee, und war zwischen den Bäumen verschwunden.

Zwei Arbeiter hatte er mitgenommen, um von ihnen ein Feuer zur Mittagszeit sich zünden zu lassen. Für die Nacht hatte er sich auf Schloß Dembirst angesagt, wo ein ihm bekannter grauhaariger Regierungsrath a. D. Matthias wohnte, der die Güter des Fürsten Jablonski von dort aus verwaltete.

Nichts im Leben erfrischt Herz und Seele so sehr, wie die Jagd. An den Aasjäger, an den Mörder ist dabei natürlich nicht zu denken.

Der Jäger — oder er ist keiner — ist eng befreundet mit dem Grashalm, den er tritt, mit der Blume, mit dem Strauch, mit dem Blatt, mit dem Zweig, die nah und fern ihm in's Auge fallen. Die Bäume liebt er wie zu ihm gehörend, wie ein Stück seiner Seele. Streift er allein, nur von seinem Hunde begleitet, so hat er den Vortheil — freilich kann er das auch auf seinem Zimmer haben, wenn er sich einschließt —, oft stundenlang keinem Menschen zu begegnen, und das ist so angenehm, ach, so sehr angenehm. Die Natur, in ihrer grausamen Gleichgültigkeit streckt ihm trotzdem an jeder

Stelle liebevoll die Arme entgegen. Sie thut ihm kein Leid. Ruhe dich aus bei mir von Welt und Menschen, sagt sie ihm.

Breide war ein solcher Jäger. Eine Spinne, eine Katze, einen Käfer, eine Schlange zu beobachten in deren Treiben und Leben, in deren Schmerz und Fraßkummer und Liebesnoth und behaglichem Ausruhen machte ihm immer helle Freude. Kein besserer Schütze auch als er.

Der Baron und seine beiden des Reviers kundigen Begleiter schritten wie aus schwerer Sklaverei Befreite.

Eine dünne Schneelagerung deckte die Erde. In der Nacht hatte es gefroren. Die Aeste, der Busch waren schneefrei. Ein gleichmäßig hellgrauer Himmel spannte sich wie ein ungeheures, gewölbtes Tuch. Kein Lüftchen regte sich. Die Bäche und Wässerchen zeigten nicht überall den Eismantel; an vielen Stellen plätscherten sie lustig.

Die Jagdbeute bis zum Mittag war unbedeutend. Breide hatte eine Waldschnepfe geschossen, die es vorgezogen hatte, den Winter nicht im Süden zuzubringen, einen Haselhahn und zwei Fasane, diese dümmsten aller Thiere.

Jetzt zum Frühstück. Jägerhunger! Das sagt Alles. Ach, wenn wir im Himmel später doch einmal solchen vernünftigen Hunger hätten, was müßte das für eine Abwechselung sein.

Die beiden Polen schleppen Holz herbei mit den vergnügtesten Gesichtern. Ging es doch nun darauf los, die Zähne einzuhauen in so manchen guten Bissen, den sie mitgeschleppt hatten. Und dann der Wutki, der Wutki! Ein guter Schnaps müßte dem Jäger eigentlich auch in den Sarg mitgegeben werden. Auf allen Wegen thut ein solcher so vortreffliche Dienste. Und wir wissen nicht, ob wir nicht vielleicht in eine große Kälte . . .

Halloh! knistert und knastert das Feuer. Wie schön das die Hände wärmt. Wie der Rauch in die kahlen Kronen zieht.

Die beiden Polen schieben hin und her die breiten Mäuler. Es schmeckt ihnen. Es schmeckt Breide nicht minder.

Nun die Cigarre. Eine Cigarre, bei stillem Wetter, nach dem Jagdfrühstück, hat den Vorrang vor allen Lebensgenüssen.

Breide steht an eine Buche gelehnt und raucht. Er starrt in's Feuer. Nun über das Feuer hin-

weg auf einen Zweig einer koketten kaum vier Meter großen Birke. Auf diesem Zweig sitzt ein Buchfink. Vom weißen Stamm hebt sich die rothe Brust. Nun spricht er sein scharfes, wie aus der Schmiede geholtes Pink, Pink. Er fliegt nicht fort; er schaut Breide, wenn auch mit immerwährender Bewegung seines Halses, in die Augen. Breide sagt vor sich hin: „Die Kraniche des Ibykus", und überläßt sich Erinnerungen:

Er hält an einem scharfen kalten Decembertage 1870, abgesessen, mit seiner Feldwache am Rande eines Wäldchens in Nordfrankreich. Zehn Füsiliere, von einem Unteroffizier befehligt, sind ihm beigegeben. Diese sollen den Eingangsweg in's Holz verbauen helfen. Wie Breide, die Hände auf dem Rücken, mit einem Ulanen spricht, dem er eine Meldung aufgetragen, nähert sich ihm, sein Pferd am Zügel führend, ein Dragonerunteroffizier mit einem geschlossenen Zettel. Breide öffnet: „Sofort zu erschießen." (Unterschrift.) Breide stutzt: Ja, wen denn; wo denn?

Der Dragonerunteroffizier zeigt nach rückwärts auf einen etwa zwanzigjährigen schwarzäugigen Franzosen in der Tracht eines Bauern.

Breide fragt schnell, hastig, leise: Was that er? Ebenso leise, doch nicht so hastig ist die Antwort: „Er lockte vor vier Stunden sieben Füsiliere in den Keller seines Vaters. Dort ließ er (oder hatte es schon vorher gethan) die Spiritusfässer auslaufen. Er steckt schnell an, wirft die Thüre hinter sich in's Schloß, verschließt den Keller, und die sieben Füsiliere (wir konnten ihr entsetzliches Schreien hören, aber nicht helfen: das Schloß war zu fest) sind verbrannt."

Der junge Mensch hat halb trotzig, halb erstickt vor Angst die Unterredung mit den Augen verfolgt.

Breide läßt Alles antreten. Dann spricht er zu den Ulanen und Füsilieren: Gehorsam ist die erste Pflicht des Soldaten. Es ist mir eben der Befehl geworden, den Franzosen dort (er zeigt auf ihn) hier erschießen zu lassen und zwar sofort. Dann erzählt er seinen Soldaten die Veranlassung.

Die zehn Füsiliere stehen in zwei Gliedern. Vor ihnen, die Hände auf den Rücken gebunden, mit trotziger Stirn (die Augenbinde hat er sich verbeten) und höhnischen Lippen, der junge Bauer in seinem blauen Kittel.

Breide commandirt: „Legt an.“ Doch ehe er noch „Feuer!“ ruft, klingt's: Pink, Pink. Ein Buchfink schaukelt sich, sekundenlang, auf einem Birkenzweiglein unmittelbar hinter dem Franzmann.

„Feuer!“ — und der Franzose sinkt, gut getroffen, todt nach vorne.

Da bricht etwas durch die Büsche; es knackt.

Da ruft's: „Mein Sohn, mein Sohn,“ und eine lebhafte Frau mit einem artigen Bärtchen auf der Oberlippe, erscheint; sie hat irre Augen. Sie ruft wieder: „Mein Sohn, mein Sohn“ — und sieht ihn, und stürzt bei seiner Leiche zusammen.

— — — — — — — — — —

Breide ist Abends bei dem ihm bekannten, stark ergrauten Regierungsrath a. D. Matthias angekommen, in Dombirsk.

Die Jägersuppe hat vorzüglich gemundet; die beiden Herren, im Rauchzimmer, sind eifrig im Gespräch. Jeder giebt „Geschichten“ aus seinem Leben zum Besten.

Herr Matthias erzählt:

Nur ein wirkliches Abenteuer wüßte ich zu verzeichnen, so lange ich athme. Ich könnte es: „Der untergeschobene Sohn“ nennen.

„Ich bin neugierig, Herr Regierungsrath," bittet Breide.

So hören Sie:

Ich war als Assessor von Erfurt an die königliche Regierung in Breslau versetzt.

Schon am zweiten Abend meines dortigen Aufenthaltes besuchte ich ein Concert, das Ole Bull gab. Während ich aufmerksam den Kunststückchen des Alten lauschte, fiel es mir immer mehr auf, daß mich eine alte Dame mit zwei grauen kurzen Löckchen an den Schläfen scharf durch ihr Glas, das sie an einem hörnernen Stiehl mit der Rechten vor den Augen hielt, beguckte. Dieses fortwährende Beobachtetwerden wurde mir mit der Zeit dermaßen lästig, zumal ich merkte, daß auch andere aufmerksam wurden, daß ich mich mitten während eines Vortrages erhob und den Saal verließ. Unmittelbar hinter mir trat auch die alte Dame heraus.

„Ein Wort, mein Herr," sagte sie schnell.

Ich stehe zu Diensten, gnädige Frau.

„Sie sind der Baron Alfred Schwarzenbeck."

Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, ich

bin der Assessor Hermann Matthias, seit vorgestern an der hiesigen königlichen Regierung . . .

„Das ist nicht wahr," antwortet sie heftig, hart und plump.

Nun glaubte ich es mit einer Wahnsinnigen zu thun zu haben. Ich sah mich deshalb um, irgendwo Hilfe, Auskunft zu finden. Sie merkte meinen Blick, verstand ihn und sagte ruhig: „Ich kann mich irren, ja, ich muß mich irren. Entschuldigen Sie." Dann wieder schneller werdend: „Haben Sie Muth, Herr Assessor?"

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

„Ich bin die Wittwe des Regierungsrath Zelter und wohne Tauenzienplatz 12. Würden Sie einer alten Frau einen Gefallen thun? Vorläufig nur den: Morgen Mittag mich zu besuchen?"

Ich sagte zu.

Am andern Tage machte ich der Regierungsräthin Zelter meine Aufwartung.

„Ja, leider, es stimmt," so empfing Sie mich, „Sie sind der Herr Assessor Matthias. Ich habe mich nach Ihnen erkundigt. Vergeben Sie. Aber nun noch einmal: Haben Sie Muth? Hätten Sie den Muth, einen Betrug auszuführen?"

Ich weiß in der That nicht, gnädige Frau, was ich darauf erwidern soll.

„Ich muß Ihnen erzählen: Bei mir, seit Langem, wohnt zur Miethe ein alter, gebrochener Mann, der nicht sterben kann, ohne noch einmal seinen Sohn wiedergesehen zu haben. Es ist der achtzigjährige Baron Schwarzenbeck. Sein einziges Kind, Alfred, ging vor etwa dreizehn Jahren nach Amerika. Er hatte Schulden gemacht und schämte sich, diese seinem Vater zu beichten. Thöricht genug. Diesen Sohn kannte ich genau, weil er oft bei seinem Vater, der schon damals als Wittwer bei mir wohnte, erschien. Ich fürchte, Alfred ist für immer verschollen, denn wir hatten niemals ein Lebenszeichen von ihm. Diesem Sohn nun gleichen Sie auf ein Haar. Ja, es ist solche Aehnlichkeit zwischen ihnen, daß ich auch den kleinsten Unterschied nicht zu finden wüßte. Wenn Sie nun,“ . . . sie stockte.

In der That, gnädige Frau, ich errathe Ihre Gedanken. Aber es erscheint mir unmöglich, hier der Stellvertreter zu sein, um so mehr, wenn der alte Herr Vermögen hätte; da könnte wirklich ein Betrug . . .

„Ja, Vermögen ist da“ . . .

Nun, dann ein für allemal: Nein!

Die Regierungsräthin schwieg betroffen. Doch nach einer Minute schon sagte sie bestimmt:

„Wir nehmen Zeugen, hier, in diesem Zimmer. Der Baron wohnt nebenan“ . . .

Nein, gnädige Frau, auch das geht nicht. Aber, wenn Sie sicher glauben, daß der alte Mann ruhig stirbt, wenn er mich gesehen hat, so will ich es ausführen. Nur die Bedingung mache ich, daß Sie in dieser Stube bleiben, während ich nebenan empfangen werde. Wenn ich huste, bitte ich zu kommen.

Die Regierungsräthin war sehr froh über meinen „muthigen Betrug“. Nachdem sie mir noch gesagt, daß der Baron taub und fast blind sei, erzählte sie mir des Näheren über ihn und seinen Sohn, so daß ich einigermaßen Bescheid wußte.

Mit klopfendem Herzen schied ich von ihr. Und mit klopfendem Herzen war ich am andern Tage wieder an Ort und Stelle. Die Räthin erzählte mir, daß sie den Baron vorbereitet habe. Er sei unglaublich erfreut und aufgeregt darüber.

Ich wurde hineingelassen.

Auf einer Chaiselongue, mit Decken belegt, in vielen Kissen, lag eine Mumie. Ein langer Vollbart floß, wie ein Laken, hinab. Die durchsichtigen feinen Hände kreuzten sich; stark hervortretende, dicke blaue Adern gingen wie ein Astgewirr auf ihnen durcheinander. Eine äußerst scharf gebogene Adlernase ragte kühn aus dem Gesicht.

Nun wandte er das Haupt zu mir, hob die Rechte und beschattete mit dieser seine zusammengekniffenen Augen, wie um mich deutlicher erkennen zu können.

Schon wollte ich zurückweichen; ich zitterte. Aus dem andern Zimmer rief die Räthin: Nur vorwärts! Und im nächsten Augenblick kniete ich an seiner Seite und vergrub meinen Kopf an seiner Brust.

Unnennbar mich rührende Gefühle durchschauerten mich, als er mit lallender, oft durch Husten unterbrochener Stimme mir sagte: „Ich wußte es ja, ich wußte es, mein Alfred, daß Du Deinen Vater nicht sterben lassen konntest, ohne ihn noch einmal zu besuchen. Nun ist Alles gut, gut . . . gut . . .“ Er lehnte sich matt zurück, und mit geschlossenen Augen begann er zu erzählen: Von

meiner (seines Sohnes) erster Kinderzeit, von der guten lieben Mama, die er von mir grüßen wolle, und so fort. Ich lag immer noch knieend an seiner Seite. Keine Silbe konnte ich hervorbringen.

Plötzlich richtete er sich auf. Mit Entsetzen sah ich, daß er mühsam sich erhob. Ich stützte ihn mit meinen Armen. Dann wankte er an seinen Schreibtisch, und kramte, immer die Schlüssel verwechselnd, mit den zitterndsten Händen in den Schiebladen. Allerlei kam zum Vorschein: Sein Taufschein von 1779, Briefe, kleine Andenken, ein Stückchen ganz vergilbtes Papier: auf diesem war ein Netzchen, wie wir sie ausschneiden für die Weihnachtsbäume, geklebt; ich hob es in die Höhe am Zipfel und entdeckte Haarlöckchen der verschiedensten Farben und vertrocknete Blumen darin. Schlüsselblumen und Maililien, die 1788 hineingenäht waren auf das vergilbte Papier, trugen noch erkennbar einen blauen und weißen Schimmer. In einem verstaubten Notizbuch, das der alte Herr hervorholte, um etwas zu finden, las ich rasch:

„Königsberg, den 30. October 1789

ging die Sonne, die ich anbete, sehr freundlich unter. Ich dankete Gott, der diese Sonne

schuf für mich zur anbetenden Gottheit. O Gott, erhalte mir meinen innigst geliebten Mann!!! und die Liebe meiner Kinder, und ich bin unaussprechlich glycklich."

Alles, Alles wurde mir, gewissermaßen athemlos, vorgezeigt. Ich nickte immer. Nun kamen Papiere, wichtige Documente. Aber er legte sie wieder hinein. Ich litt unbeschreiblich. „Ein anderes Mal," sagte er leise. „Nun führe mich wieder zu meinem Sitz." Wie froh war ich, daß er nicht weiter konnte.

Als er wieder, immer von mir unterstützt, in seinen Kissen lag, hatte er einen furchtbaren Hustenanfall. Nachdem dieser vorüber, sah er mich matt an, öffnete dann plötzlich weit die Augen, und — das Herz stockte mir — kamen ihm Zweifel über mich? Aber nur schnell, wie eine zusammenfallende Welle, war es gewesen . . .

Er schloß die Wimpern wieder, sein Athem wurde kurz, lang, setzte aus.

„Frau Räthin," rief ich leise. Die Wittwe war sofort zur Stelle. Sie rechts, ich links, so hielten wir ihn. Es kamen einige unverständliche Worte, dann legte er seine Hände auf meine Haare: „Mein Sohn . . . mein . . . lie . . . ber . . .

Sohn," und mit einem letzten tiefgeholten Athemzug — ein Rasseln in der Luftröhre folgte — war er entschlafen.

— — — — — — — — — — —

Breide erwachte spät am andern Morgen. Die Herrn hatten bis in die Nacht hinein tüchtig gezecht. Erst gegen Mittag nahm er Abschied von seinem gastfreien Wirth. Keine Troika stand vor der Thür, die ihn nach der Station zurückbringen wollte, aber ein kleiner polnischer Schlitten, den zwei Pferde, vor einander gespannt, fortreißen sollten. Neben einander, hätten die flinken Traber oft nicht durch die schmalen Holzwege durchkommen können.

Ein polnischer frischer achtzehnjähiger Junge setzte sich auf den Bock, that einen gellenden Pfiff, und, die unendlich lange Peitsche in der Luft, wie eine Fahne schwingend, fuhr er los. Welch' köstliche Fahrt! Breide saß in Pelzen fast vergraben, die ihm der Regierungsrath mitgegeben hatte. Die Luft war kalt, aber nicht scharf. Der Wind hatte die Backen eingesogen. Polnische Steppe! Mit deinen verstreuten Düngerhaufen, Dörfer genannt; mit deinen einsamen, meist verlassenen Schlössern;

mit deiner lustigen, lebhaften Bevölkerung, die doch im Chopin'schen Mollton lebt; mit deinen rothbemiederten Mädels; mit deinen Pfaffen und deinem Aberglauben . . .

Nun sah sich plötzlich der Bengel auf dem Bock zu Breide um. Die Czapka saß schief auf den strähnigen Haaren, die, genau wie nach dem Topf geschnitten, am Rockkragen anschlugen. Die Backenknochen standen ein wenig zu eckig hervor; die Augen zeigten Verwandtschaft mit China und der Mongolei. Schwamm Breide durch asiatische Steppen? Asien und Europa. Unmerklich gingen sie hier in einander über.

Der junge Kutscher lachte, dann sah er den Baron fragend an. Breide wußte nicht, was er wollte; so nickte er bejahend. Nun wandte sich wieder das Polengesicht nach vorn, und die Peitsche meisterhaft, ohne die Pferde zu treffen, in Schlangenwindungen über sie hin spielen lassend, begann er zu singen. Es klang eintönig, traurig. Breide's empfängliches Gemüth schlief in Träumen ein, und die Träume brachten ihn nach Schleswig-Holstein, nach Wittensee . . . Da hätte ihn niemals ein so

lustiger Bauernjunge gefahren; ernst, gelassen, roth-wangig, stumm, vor Allem: gesanglos, hätte der vor ihm gesessen. Und vom schleswig-holsteinischen Kutscher kam er in seinen Träumen auf das Ländchen selbst. Plötzlich sah er Schleswig und Holstein in zwei große, bis zur äußersten Möglichkeit vollgestopfte Mehlsäcke verwandelt, die innig aneinander lehnten ... Und doch gab es kein Land, kein Ländchen für Breide, das er so in sein Herz geschlossen. Nüchternheit, dein Name ist Schleswig-Holstein. Andererseits, du Länneken deep, du Länneken deep, wie viel Poesie hält immer Rast in dir. Gott sei Dank, weißt du das nicht. Zu deiner sonstigen Ueberhebung über die übrige Erde und beispiellosen Vondireingenommenheit darfst du das nicht wissen. Und keine Angst, die beiden dicken Mehlsäcke platzen nicht, wenn ihnen bekannt würde, daß Poesie in ihnen steckte. Das verstehen sie nicht. Sie platzen höchstens vor zu guter Gesundheit. Und das ist ja die Hauptsache: die Gesundheit. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß Hamburg auch nicht den geringsten Einfluß, und nie und nimmer, auf die weltabgelegene Provinz hat und hatte. Eben so gut könnte dort Constan-

tinopel liegen. Auch ein Zeichen, ein schlechtes — und wie man's nimmt: ein gutes.

Immer mehr versank Breide, durch den sich gleich bleibenden Gesang, durch die sich gleichbleibende unendliche Wald- und Steppenlandschaft, in Träumereien. Von seiner Heimath kam er nach Berlin und von Berlin wieder nach seiner Heimath. In ihm unerklärlicher Weise stand plötzlich seine erste Knabenliebe vor ihm. Wie heiß und glühend hatte er schon mit zwölf Jahren geliebt. Die erste Liebe des Knaben! Und immer doch, und wenn an sie Jahrzehnte nicht gedacht ist, tritt sie vor uns wie das Paradies, aus dem wir durch unsere spätere Schuld uns selbst vertrieben. Stürmischer wird der Jüngling. Heißer tobt ihm das Blut, durch keusche Liebe gedämpft. Dann macht die Natur ihre unabbrechbaren, unerbittlichen Rechte geltend. Die Befriedigung der Sinnlichkeit, so natürlich wie die Mußbefriedigung des Hungers und des Durstes wird uns schauderhaft und verdammenswerth fort und fort gepredigt. Wir kämpfen und kämpfen mit aller Macht dagegen an, und können, unbewußt, es nicht begreifen, daß wir öffentlich nicht zu dem geliebten Mädchen gehen

dürfen. Versteckt klettern wir zu ihr durch's Fenster. Wie würden die Menschen geifern, wenn sie's erführen. Und thun doch alle dasselbe. Nun, dafür ist, Gott sei Dank, die heimliche Liebe die süßere.

Einer hat mehr derbe Sinnlichkeit als der andere. Das liegt in der Vererbung, in der Blutmischung. Der erstere ist der glücklichere.

Shakespeare's furchtbares Wort: „Das dumpfe Ehebett", ist wahr. Trotz alledem und alledem: Ein glückliches Familienleben zwischen Mann und Weib und ihren Kindern ist der Treffer unseres Daseins. Auf ihm beruht der Staat, die Sittlichkeit, die Ruhe, und, im Großen, Ganzen, unsere körperliche und geistige Gesundheit. Ja, wenn wir Menschen nur alle über einen Kamm zu scheeren wären. Dann ginge es schon . . .

Und Breide's braune Augen lagen auf der endlos sich dehnenden Fläche, durch die sie nun seit einer Stunde flogen. Seine Gedanken waren wieder in Berlin: Wie er, um der ihm fürchterlichen Heftigkeit seines Weibes zu entfliehen, dorthin immer und immer wieder geflüchtet. Da begegnete ihm die arme Korbmacherstochter, und ihre

Stille, ihre demüthige Bescheidenheit, ihr Aufsehen zu ihm wie zu einem Gott, fesselten ihn, reizten ihn, regten ihm die Sinne: daß er bei ihr glücklich werden müsse. Und als er bei ihrem Tode den ebengeborenen Sohn Breide in den Armen fühlte, weinte er bitterlich. Sie war so sanft gewesen. Ohne Klagelaut, ohne ein Wort, mit zufriedenem Lächeln um die blassen Lippen war sie verschieden. „Mein Sohn, mein Sohn," seufzte er, und schwer sank ihm das Kinn auf die Brust . . .

„So, hier halte, Rataiczack," rief der Baron dem Kutscher zu, „jetzt kenne ich den Weg; in einer halben Stunde bin ich auf der Station." Er nahm sein Gewehr aus dem Schlitten; der Hund sprang heraus. Rataiczack, dem er ein Trinkgeld gab wie in alter Zeit, küßte ihm den Saum seines Rockes.

Rüstig schritt Breide vorwärts. Von ferne schon schimmerte das kleine Stationsgebäude aus den Stämmen. Noch einmal lehnte er an einer Eiche, um, am Rande einer Schonung, in den Abendhimmel zu sehen. Die Dämmerung war angebrochen. Kam er denn heute gar nicht aus dem Nachdenken heraus? Hartmann's Worte kamen ihm

in den Sinn: Das allein weise Verhalten gegenüber dem unaufhebbaren Leid ist also: „Kein Bedauern und keine Reue über Vergangenes, keine Sorge und Furcht vor Zukünftigem, und keine Ungeduld und keinen Mißmuth über Gegenwärtiges!“

Der Abendhimmel war mit schweren dunklen Wolken verhangen; nur ein einziger, schmaler, hellblauer Streifen ringte sich im Westen. Hätte der Baron die Gedichte des Schotten John Henry Mackay's gekannt, wäre ihm vielleicht das entzückende eingefallen:

Letztes Licht.

Zwischen den zerrissenen Streifen
Blinkt ein lichtes Blau hervor.
Meine irren Sinne greifen
Zu dem kargen Licht empor.

Dunkel rings. Die Wolken schieben
Näher sich und näher — bald
Wird das letzte Licht zerstieben,
Ist die Nacht herabgewallt.

Aber noch zertheilt ein Streifen
Himmelsblau den Wolkenflor,
Und die irren Sinne greifen
Angstvoll zu dem Licht empor — — —

Breide aber griff nicht angstvoll „zu dem Licht

empor". Er breitete seine Arme und rief: „Heilwig! Du unsäglich Gute! Ich will leben, leben für Dich! Die Sonne lacht wieder . . . Die Sonne, die Sonne . . ."

Gewaltsam verließ er den Baum. Schon sah er die geschlossene Einfriedigung beim Uebergang über den Bahnkörper. Da rast der Schnellzug heran, der europäisch-asiatische. Aber dort . . . Opalewski's, des Wärters Kind, auf den Schienen . . . hin, hin . . . zu spät . . . Doch noch . . . ein Sprung . . . das Kind an den Haaren . . . Das Kind fliegt über die Einfriedigung . . . Aber Breide . . . Er war eine Sekunde in der Schmiede auf Wittensee . . . Tausend und abertausend Funken um ihn, in ihm . . .

Und da liegt er mit abgefahrenen Beinen . . . ohnmächtig . . . Vom Zuge klingt nur ein letztes, schwächer und schwächer werdendes Rasseln; nur noch die Schlußlaterne ist zu sehen; nun ist auch die verschwunden . . .

Arbeiter, Kofferträger, Wärter heben ihn . . . tragen ihn . . . bringen ihn der aufschreienden Heilwig in's Haus.

Der Arzt muß stundenweit her geholt werden.

Breide hat keine Schmerzen, aber der Tod schlägt mit großem Fleiße ihm seinen Spitzhammer in's Herz. Unermüdlich ist Heilwig. Nun kniet sie vor ihm. Er phantasirt: „Mein Sohn, mein Sohn, mein kleiner Breide.“ Sie leidet unsäglich. Da schlägt er die Augen zum letzten Mal auf: „Heilwig, Heilwig! Dank Dir, dank Dir für . . . Deine . . . Liebe . . .“

— — — — — — — — — —

Und der Telegraphenbeamte im Städtchen Trauttenberg fertigt für die Frau Fürstin eine Depesche aus:

Komme. Breide liegt im Sterben.

Heilwig.

15.

Wulfhilde, die eben den Brief an Detlev begonnen hatte, vollendet diesen nicht. Sie läßt ihn liegen. Und mit dem nächsten Zuge ist sie schon unterwegs an die russische Grenze.

* * *

Die Fürstin ist angekommen.

An einem unendlich stillen Wintertage wird Breide begraben. Die Mühlenflügel stehen, weil nicht der geringste Wind sie treiben kann. Der Rauch steigt kerzengerade aus den Schornsteinen. Die Luft ist weich.

Weil auf Meilen in der Runde kein Kirchhof ist, gruben sie ihm die „Kuhle“ unter der großen Eiche, wo er zuletzt gestanden hatte. Keiner hat davon eine Kenntniß.

Ein junger katholischer polnischer Geistlicher — die Katholiken denken so viel humaner darin, als ihre evangelischen Amtsbrüder — hält in deutscher Sprache die Grabrede. Da ihm bekannt, daß Breide aus fernem Himmelsstrich hierhergekommen ist, so spielt er in seiner Rede leicht darauf an, daß die fremde Erde die Todten gleich liebevoll aufnimmt wie die heimathliche.

Wulfhilde giebt dem Priester gerührt nach dem Begräbniß die Hand, dann eilt sie zurück zur immer noch fassungslosen Heilwig.

* * *

Wenige Tage später.

Die Abreise der beiden Frauen nach Trauttenberg ist auf übermorgen festgesetzt.

„Liebe Wulfhilde," bittet Heilwig leise.

„Mein Herz," antwortet ein wenig schüchtern die Fürstin, als wüßte sie, was kommen würde.

Und Heilwig, nach einer Pause: „Breide sprach in seinen letzten Minuten noch einmal von seinem Sohne in Berlin; er phantasirte." Und eine dunkle Röthe übergießt sie. „Ich kann, ich kann es nicht." Dann liegt sie in den Armen Wulf-

hilde's, die ihr das Haar streichelt und ihr die Stirn küßt, und sie eng umschlungen läßt . . .

„Höre mich, Heilwig . . . Laß mich ausreden . . ."

Und nur vom Schluchzen Heilwig's unterbrochen, sagt sie himmlische Worte ihrer Schwägerin. Sie spricht von Gott: „Er ist die ewige Liebe. Und wo einer dem andern verzeiht, je schwerer die Kränkung, dem legt er unsichtbar die Vaterhand auf's Haupt: Mensch sein, heißt gut sein. Ich segne Dich . . ."

Wulfhilde führt die tief Erschütterte in ihr Gemach und läßt sie allein.

Nach einer Stunde tritt die Baronin wieder zur Fürstin, und an ihre Schulter sich lehnend, sagt sie ihr in's Ohr, kaum hörbar, als wär' es ein Geheimniß, schwer, langsam:

„Ich will seinen Sohn an Kindesstatt annehmen; er soll seines Vaters Namen tragen."

* * *

Scalmiercze, 13. Februar 1886.

Wenige Stunden vor Heilwig's und meiner Abreise nach Trauttenberg.

Lieber Detlev!

Du wirst noch kaum Dich erholt haben von der Schreckensnachricht, die ich Dir von hier aus vor einigen Tagen sandte. Dein vortreffliches Herz, daß wir alle nicht gekannt haben — o, wie viele Mißverständnisse werden erst im Himmel sich aufklären —, wird mit uns begreifen und mit uns empfinden. Breide weit entfernt von unserm lieben, alten Schleswig-Holstein, liegt unter einer großen Eiche. Der Blick von dort geht in eine flache, ruhige, bescheidene Landschaft.

Ich hätte Dir nicht so bald wieder geschrieben, wenn nicht eine Angelegenheit es erforderte, die vor Allem Deine, als des ältesten und einzigen Mannes unserer Familie, Genehmigung haben müßte:

Heilwig hat sich entschlossen — o, küsse ihr die treuen Hände dafür —, den natürlichen Sohn meines verstorbenen Bruders, den

kleinen, jetzt wohl sechsjährigen Breide in Berlin an Kindesstatt anzunehmen. Er soll, so ist es ihr Wunsch, völlig als ihr Sohn gelten, also auch die vollen Rechte seines Vaters — Name und so ferner — genießen.

Wenn ich Deine Erlaubniß vorauszusetzen wage, so sind dennoch manche Schwierigkeiten, wie Dir bekannt sein dürfte, zu überwinden. Ich würde, gegebenen Falles — Deine Antwort bitte ich nach Trauttenberg zu richten —, von dort, nachdem ich Heilwig einstweilen bei uns untergebracht habe, nach Berlin fahren, um an Ort und Stelle — immer besser als brieflich — die nöthigen Schritte zu thun.

Es wäre mir zu dem Ende, wenn überhaupt Du geneigt bist, im höchsten Grade genehm, wenn Du und ich dort am bestimmten Tage im Kaiserhof uns treffen könnten.

Längeres für heute darf ich mir ersparen. Meine ganze Aufmerksamkeit gehört Heilwig, die noch immer untröstlich ist.

Treu Deine

Wulfhilde Trauttenberg.

* * *

Bredenfleth, den 16. Februar 1886.

Liebe Hilde!

Meinen ersten Brief, die Antwort auf das entsetzliche Geschehniß, wirst Du erhalten haben.

In Betreff Deiner lieben Zuschrift vom 13. d. M., die ich sofort zu erwiedern mich beehre, darf ich als erstes Wort sagen: Selbstverständlich!

Ich bin in Allem mit Dir einverstanden: Schon aus dem Grunde, weil ich Breide viel Dank schuldig bin und weil eine solche Engelthat, wie Heilwig sie gethan, unter allen Umständen unterstützt werden muß.

Natürlich muß der kleine Breide mit allen Rechten (Wappen, Titel und was dazu gehört) von Heilwig als Sohn angenommen werden. Die Mutter des Kleinen, eines Korbmachers Tochter, hat den Namen: Sternenschein, wenn ich nicht irre. Ich kann nicht unterlassen, liebe Cousine, Dir mitzutheilen, daß der Name Sternenschein ein ganz klein wenig poetischer klänge, als Hummelsbüttel.

Doch Du weißt, ich scherze. Wir brauchen uns unsers alten guten Bauernamens nicht zu schämen.

In Betreff der Adoptirung, und zwar der vollständigen und vollgültigen, so sind die Hindernisse nicht so schwer, wie Du glaubst. Daß das gute, selige Mamachen Sternenschein (Heilwig sieht ja den Brief nicht) keine näheren Verwandte hat, erfuhr ich schon vor Jahren. Das ist (entre nous soit dit) ja sehr angenehm, denn, ohne mich des Hochmuths zu zeihen, es könnte nicht zu den weiteren Belustigungen meines Lebens gehören, plötzlich in Bredenfleth und Wittensee Gevatter Schuster und Handschuhmacher Sternenschein zu empfangen. Du wirst mich verstehen. Jeder vernünftige Mensch würde mir Recht geben.

Eine kleine Bosheit muß ich Dir glühenden Schleswig-Holsteinerin doch noch in's Ohr flüstern: Ich bin ganz froh, daß der kleine Vetter Breide Berliner Blut in sich hat. Ich habe nämlich eine Schwäche für die Berliner: Es steckt so viele geistige Ge-

sundheit in ihnen. Ueber die ewige Thräne, genannt Erdenleben, machen sie sich gar zu gern einmal lustig mit ihrem gesalzenen Witz. Bravo.

Noch muß ich Dich zu meinem aufrichtigen Bedauern in Kenntniß setzen, daß ich in den nächsten Wochen wenigstens, leider nicht im Stande sein werde, Bredenfleth zu verlassen und Dir in Berlin behilflich zu sein. Dagegen verfüge in jeder andern Weise über mich. Ich leide nämlich (erschrick' nicht) an einer leichten Blutvergiftung der linken Hand. Du entsinnst Dich vielleicht, daß ich einen zahmen, von mir sehr geliebten Otter habe, mit Namen „Schnuff". Mein guter Schnuff nun wurde vor einigen Tagen plötzlich von einem großen Dorfköder überfallen. Ich riß das geängstigte Thier an seinem Halsband zu mir in die Höhe. Ob nun am Messing Grünspan gewesen ist, oder wodurch immer, ich weiß es nicht. Es geht mir übrigens ganz gut, wenngleich unser alter Doctor Detleffen durchaus will, daß ich nach Kiel soll.

Also Schluß: Zu Allem bereit!

In Treuen

Dein

gehorsamster Vetter

Detlev Hummelsbüttel.

* * *

Depesche.

Herrn Grafen Detlev Hummelsbüttel.

Schloß Bredenfleth,

bei Föhrden.

Holstein.

Berlin, den 23. April 1886.

All right.

Wulfhilde Trauttenberg.

* * *

Kiel, den 1. Mai 1886.

Liebe, gute, himmlische Hilde!

Innig verehrte, hochherzige Heilwig!

In einigen Tagen (es muß ja doch gesagt sein, deshalb gleich vornweg) werde ich für immer die Augen geschlossen haben. Der linke Arm ist mir — ich bin selbst schuld — zu spät abgenommen. Die Vergiftung ist in

den Körper gedrungen. Auf mein dringendes Bitten erklärte mir gestern Professor Dr. Ahnsen, daß ich verloren sei und höchstens noch drei oder vier Tage leben könne.

Dies ist mein letztes Schreiben. Dann werden hoffentlich einige Schlafmittel das Letzte thun.

Nun hört:

Heute Morgen war das Gericht hier, und ich habe mein Testament gemacht. Der kleine Vetter Breide erbt Alles von mir, auch den Grafentitel, den ich nach Henning's Tode zu führen berechtigt war. Möllwind hatte ich als Zeugen gebeten. Ich bitte Euch, ihn ganz in Eure Dienste zu nehmen. Er weiß genau Bescheid und ist ein treuer Mann. Von der Volljährigkeit Breide's an habe ich bestimmt, daß er seiner Mutter Heilwig jährlich 80,000 Mark zu zahlen hat.

Ich schließe mit dem Worte Wulfhilde's: Wie viele Mißverständnisse werden im Himmel aufgeklärt werden.

Nun, wir haben uns schließlich schon auf Erden verstanden.

Lebt wohl! Ich küsse Dir, der Herrlichen, Wulfhilde, Stirn und Mund, und Dir, der treusten deutschen Frau, Heilwig, die lieben, schönen, weißen Hände.

Bis zu meiner letzten Stunde euer und meines kleinen neuen Vetters Breide

getreuer

Detlev Hummelsbüttel.

16.

Es ist Anfang Juni. Selbst in Schleswig-Holstein ist der Frühling allmählich eingezogen. Im Allgemeinen hat dieser gesegnete Landstrich das scheußlichste Klima der Welt.

Auf dem kleinen Eisenbahnhaltepunkt Langstedt, der Station von Bredenfleth und Wittensee, sind einige Hundert Menschen versammelt, um den ein Uhr 23 Minuten ankommenden Zug zu erwarten. Aus Neugierde pflegt der Schleswig-Holsteiner sonst nicht seine Stiefel schneller anzuziehen. Heute aber ist eine besondere Veranlassung.

Die Fürstin, in ihrer Klugheit, die mit Graf Heesten, der ihr vollständig beipflichtet, deshalb im Briefwechsel gestanden, hat diese kleine Volksbewegung und Kundgebung auf Langstedt in die Wege geleitet.

Die Baronin Hummelsbüttel und ihr kleiner Sohn, Graf Breide Hummelsbüttel, wollen ihren Einzug halten. Die Fürstin ist in ihrer Begleitung, und bleibt, auf inständiges Bitten ihrer Schwägerin, die ersten Wochen auf Wittensee, wo Heilwig wieder wohnen will.

Je eher daran, je eher davon, ist ein Satz Wulfhilde's. Sie hat sich richtig gesagt, daß, trotzdem die ganze Provinz genau alle Vorgänge und Geschehnisse auf Bredenfleth und Wittensee verfolgt hat und kennt, es doch besser ist, den Empfang des neuen Besitzers und dessen Mutter ein wenig laut und lärmend zu feiern. Um so schneller wird das Gerede verstummen und in sich verhungern.

Freilich, Heilwig hat die schwerste Stunde ihres Lebens noch vor sich: wenn sie mit ihrem Sohn, der nicht ihr Kind ist, unter die Menge treten soll: seht, das ist meines Mannes Sohn, aber nicht der meinige.

Unaufhörlich ist Wulfhilde um sie mit Trost und Zusprache: „halte diese letzte Prüfung noch aus.“

Der Zug braust heran. Die Leute umdrängen das Coupé, aus dem, als es geöffnet ist, ein

reizender Knabe verwundert ruft in seinem Berliner Deutsch: „Wat jeht hier denn vor?“

Leichenblaß nimmt ihn Heilwig auf die Arme und wie eine Königin schreitet sie auf ihren Wagen zu. Sie hat gesiegt. Und mit wirklicher, inniger Liebe preßt sie ihr Kind an sich.

Und in den Frühling hinein fuhren die Wagen nach Wittensee. Welch' ein Schicksal für Heilwig: Vor anderthalb Jahren hinausgestoßen in's Elend, zieht sie jetzt als reiche Frau in dasselbe Schloß.

Ueber dem Portal des Schlosses ist das Wappen der Hummelsbüttel angebracht. Es ist mit grünem Eichenlaub umkränzt. Ein redendes Wappen: Zu einem Galgen zeigt eine gepanzerte Hand hinauf. Und während es das uralte Geschlecht deutet: „Seht, so hängen wir Jeden, der mit uns übel anbindet;“ lachen die Hamburger und Lübecker: Mit nichten; die Hand ist unsere Hand, und zeigt zum Galgen, an den wir so viele Raubritter Hummelsbüttel aufgehangen haben.“

„Hüte dich!“ sagt die gepanzerte Hand. So heißt der Wappenspruch der Hummelsbüttel. Das ist das erste Wort, das dem kleinen Breide ent-

gegenscheint. Mag es ihm, wie für uns alle, ein gutes sein, ein Wort, das wir brauchen und uns zurufen müssen bis an's Grab: Hüte dich selbst und hüte dich vor den Menschen!

Justizrath Möllwind ist nach Wittensee gezogen und hat als einzige Beschäftigung die Verwaltung des unermeßlichen Vermögens des kleinen Breide übernommen. Nahezu 900,000 Mark jährlich betragen sämmtliche Einkünfte. Henning hatte wie ein schlauester Geldmann verstanden das Capital zu vermehren.

Pastor Tröster wird die erste Erziehung des Knaben leiten, und ihn später auf das Gymnasium und auf die Universität begleiten. Kein besserer Erzieher konnte gefunden werden. Er wird ihn Grundsätze lehren; ihn lehren immer im Hinblick darauf, wie sich die Herzens- und Geisteseigenschaften des Gräfleins entwickeln werden: Gut und edel sein und fest stehen. Seinem Kaiser soll der erste und letzte Blutstropfen sein. Sein deutsches Volk und alle Menschen soll er lieben lernen mit ganzer Seele und nicht in kleinlichem Einzelheimathgefühl verkümmern.

Wie nun werden sich die Fähigkeiten seines

Schülers entwickeln, wie wird sein Herz sich zeigen? Die Klugheit, die Starkgeistigkeit, der hochedle Sinn Wulfhilde's, das gute Herz, die Liebe zur Natur seines Vaters — hat er das geerbt, dann kann er sicher durch die überall gelegten spanischen Reiter des Lebens schreiten; sie thun ihm nichts.

Graf Heesten wird den jungen Grafen in die Literatur einführen und ihm zeigen, wenn die Zeit ihn herangereift, welch' ein neuer, frischer Zug in ihr weht. — — — — — — — — — — — —

Der erste Ausgang Breide's, an der Hand Tröster's, ist in's Dorf. In der Schmiede wird gehämmert, und der kleine Breide hört das erste plattdeutsche Wort: Stah fast, Hans.

Was er dort gesehen und gehört, erzählt er glühend seiner Mutter und seiner Tante. Wulfhilde schließt ihn in ihre Arme und flüstert ihm bewegt: „Stah fast, Hans! und sieh' zu Gott.“

Ende

Druck von C. G. Röder in Leipzig.